

Distanz Magazin

Online Magazin abseits deutscher Konsenswünsche

Ausgabe #02 zum Thema Behinderung

Inhalt

Editorial

Redaktion Distanz 3

Behinderung aus materialistischer Perspektive

Interview mit Wolfgang Jantzen 5

Das Unbehagen in der Inklusion

Nils Ramthun 12

Dann war ich vorübergehend klinisch tot

Alexander Intelmann 19

Inklusion zwischen Hilfe und Kontrolle. Zur Ambivalenz

inklusive Bemühungen im Bereich der beruflichen

Teilhabe von Menschen mit Behinderung

Robert Scheuring 23

Die Architektur einer Barriere

Florian Wachter 31

Handicap.exe

Benedikt Frank 37

Je suis mongol!

Benedikt Frank 41

Rezension: Pikettys Kapital im 21. Jahrhundert – Eher

Ricardo als Marx

Fabian Herbolzheimer 45

Impressum

52

EDITORIAL

Die Auseinandersetzung der Linken mit dem Themenfeld Behinderung scheint sich vor allem auf zwei Bereiche zu fokussieren. Erstens wird die Behinderung nicht mehr als existenzieller Bestandteil behinderter Menschen angesehen, behinderten Menschen also damit prinzipiell die Möglichkeit eingeräumt, ihre Behinderung abzulegen, etwa durch verbesserte soziale oder ökonomische Umstände, technologische und medizinische Fortschritte. Diese Abspaltung der Behinderung vom Menschen schlägt sich auch sprachlich nieder, weshalb poststrukturalistisch beeinflusste Linke auf die Bezeichnung „Menschen mit Behinderung“ beharren und den alternativen Begriff „Behinderte“ als essentialistisch abwerten.

Zweitens debattiert die ideologiekritische Linke das Spannungsfeld von selektiven Technologien einerseits und dem Lebensrecht behinderter Menschen andererseits. Die Debatte war und ist polarisiert von dem feministischen Prinzip der weiblichen Hoheit über den eigenen Körper auf der einen Seite und dem Vorwurf einer liberalen Eugenik durch neue Technologien wie der Präimplantationsdiagnostik auf der anderen Seite.

Bereits in den achtziger und neunziger Jahren konstatierten viele Krüppelbewegte, die sich durchaus dem linken Lager zugehörig fühlten eine latente Behindertenfeindlichkeit. Diese zeigte sich bei MarxistInnen im Idealbild des kraftvollen Arbeiters, bei Friedensbewegten in der Instrumentalisierung der Behinderung als Folge von Kriegseinflüssen und bei FeministInnen durch die Einschätzung der entmenschlichenden Thesen Peter Singers als diskutabel (so Cornelia Filter, *Das Affentheater*, in: *Emma*, März/April 1994, S. 71). Der wohl namhafteste Vertreter der Krüppelbewegung, Franz Christoph, warf VertreterInnen solcher Positionen schließlich Fetischisierung der Gesundheit vor und erklärte dies zum Konfliktpunkt, „wo aus Freunden Gegner werden“ (Franz Christoph, *Tödlicher Zeitgeist – Notwehr gegen Euthanasie*, Köln 1990, S. 90).

Seitdem sind die Bezüge zwischen linker Theorie und Praxis und den sozialen Belangen behinderter Menschen eingeschlafen oder erübrigen sich auf der Berufswahl als HeilerziehungspflegerInnen oder SonderpädagogInnen. Vermutlich liegt dies auch an einer theoretischen Lücke bei der Frage nach der Emanzipation von Menschen vor allem mit geistiger Behinderung, die sich nicht so leicht in die

doch meist allzubürgerlichen Mündigkeitsvorstellungen linker Positionen integrieren lässt. Auf die eingeschlafenen Beziehungen weist auch das frappierende Schweigen innerhalb linker und ideologiekritischer Magazine und Blogs zu der Debatte um die „Inklusion“ behinderter Menschen hin (neben erfreulichen Ausnahmen beispielsweise in der Bahamas 66/2013 und der Konkret 4/2014), die in bürgerlichen Zeitschriften längst einen Stammplatz inne hat. Das ist insofern überraschend, da doch gerade die Aufwertung einer sozialen Randgruppe ein zentrales Agitationsfeld linker Politik ist. Bedenkt man, dass viele Menschen mit Behinderung auf dem dritten oder vierten Arbeitsmarkt ihr Leben verbringen, in Heimen und Werkstätten ihren Alltag abseits der gesellschaftlichen Mehrheit fristen, durch die Sozialgesetzgebung meist trotz sozialen Aufstiegs zu relativer Armut genötigt werden, ist eine progressive Kritik der gesellschaftlichen Zustände von Menschen mit Behinderung längst überfällig.

Die Redaktion des Distanz Magazins hat sich deshalb dazu entschlossen, die zweite Ausgabe unter das Thema „Behinderung“ zu stellen, wobei die aktuelle Debatte um die sogenannte Inklusion den inhaltlichen Schwerpunkt bildet. Ziel der Ausgabe ist es, die theoretischen Beziehungen zum aktuellen Stand und den Möglichkeiten von Menschen mit Behinderung auszuloten.

Der Titel wurde gewählt, trotzdem im Begriff der Behinderung das Potential der Reduktion des Menschen auf die Behinderung gedanklich vorhanden ist. Wir plädieren für einen Begriff der Behinderung, der in seiner Dialektik als etwas erkannt wird, dass auf der Ebene sozialer Gruppen sowohl Marginalisierung als auch gesellschaftskritisches Potential birgt, was sich nicht zuletzt in der Selbstbezeichnung als Krüppelbewegung niederschlug. Dieser Dialektik kann in einer kapitalistisch organisierten Gesellschaft nicht positiv entkommen werden. Stattdessen muss die latente Behindertenfeindlichkeit und der Gesundheitsfetisch innerhalb linker Denkmuster reflektiert werden, denn die Selektion menschlichen Lebens ist Ausdruck eines unmenschlichen Menschenbildes.

BEHINDERUNG AUS MATERIALISTISCHER PERSPEKTIVE

EIN INTERVIEW MIT WOLFGANG JANTZEN

Wolfgang Jantzen war nach seinem Studienabschluss der Pädagogik und Psychologie als Lehrer an Sonderschulen tätig, promovierte 1972 und war von 1974 bis 2006 Professor für Allgemeine Behindertenpädagogik an der Universität Bremen. Zusammen mit Georg Feuser legte er den Grundstein für die materialistische Behindertenpädagogik. Als Emeritus lebt er in Bremen und ist weiterhin als Forscher, Publizist und akademischer Betreuer tätig. Aktuelle Texte finden sich auf seiner Homepage: www.basaglia.de

Distanz: Wolfgang, in Deutschland wird seit Jahren über die Möglichkeiten der Inklusion von Menschen mit Behinderung debattiert. Dabei fällt das Schweigen linker Gruppen auf. Gibt es keine linke Praxis und keine linke Theorie der Emanzipation von Menschen mit Behinderung?

Wolfgang Jantzen: Natürlich gibt's die Theorie. Gemeinsam mit KollegInnen und Studierenden habe ich sie – zunächst in Marburg, dann in Bremen – über Jahrzehnte entwickelt. Und wir haben sie praktisch umgesetzt im Bereich der Deinstitutionalisierung, indem wir Menschen aus Heimen rausgeholt haben und die Veränderung von Einrichtungen selbst erzwungen haben. Mein Bericht über eine evangelische diakonische Großeinrichtung, die jahrzehntelang eine Art Müllkippe für schwerstbehinderte Kinder in norddeutschen Ländern und West-Berlin war, trägt den Titel: Die da dürstet nach der Gerechtigkeit. Dort habe ich in allen Bereichen gearbeitet. Wir sind bis dorthin gegangen, um zu zeigen, dass es bei allen Menschen Entwicklung gibt, und wir haben von Anfang an einer konservativen Behindertenpädagogik eine marxistische Position entgegengesetzt.

Wir haben dazu etwa das Konzept rehistorisierende Diagnostik entwickelt und in zwei Büchern dokumentiert. Bei diesem Konzept geht es darum, die Symptome eines Menschen als Ausdruck einer ihm widerfahrenen Geschichte zu verstehen, und auf

dieser Grundlage eine Diagnose zu treffen. Das unterscheidet sich von einer subsumtionsgeleiteten Diagnose, bei der man im Katalog nach einer Krankheitschiffre sucht – und fertig. GEORG FEUSER hat dazu 2012 in etwa Folgendes geschrieben: Unsere Basis war immer die Dialektik, der Historische Materialismus und die Selbstorganisationstheorie. Eine linke Praxis und eine linke Theorie der Emanzipation von Menschen Behinderung gibt es daher ausführlich, und man solle sie bitte zur Kenntnis nehmen.

Distanz: Worauf müsste eine linke Praxis zur Emanzipation von Menschen mit Behinderung bauen?

Wolfgang: Immer haben die Betroffenen das letzte Wort, aber das heißt nicht, dass sie Recht haben müssen. Daran muss die Diskussion ansetzen, denn die Betroffenen als Teil der Unterdrückung tragen auch immer die Spuren der Unterdrückung in sich. Dabei ist mit PAULO FREIRE nach der Pädagogik der Unterdrückten zu fragen, die dialogisch und in wechselseitiger Anerkennung und im horizontalen Austausch zu entwickeln ist. Es gibt keine Praxis der Befreiung ohne Demokratie, ohne wahre Demokratie.

Distanz: Auf welchen historischen Vorläufern kann eine linke Theorie und Praxis dabei aufbauen?

Eine sehr wichtige Quelle für uns war die italienische demokratische Psychiatrie – FRANCO BASAGLIA. Die italienische demokratische Psychiatrie hat auf die generelle Auflösung der Anstalten gesetzt. Gleichzeitig gab es in Florenz ADRIANO MILANI COMPARETTI, der für eine komplette Beseitigung der Biologisierung von Spastizität gekämpft hat, und LUDWIG-OTTO ROSER. Beide sind Vorläufer einer Theorie zur totalen Integration, und sie haben zum Teil einfach die älteren spastisch

gelähmten Leute mit in Kindergärten gesetzt. Ähnlich habe ich das mit einem Aneenzephalen erlebt –

Distanz: Bei Aneenzephalen fehlen Teile der Kopfhaut und des Gehirns...

Wolfgang: Ja, genau. Ich habe ihn in Schleswig-Holstein vor dem Zugriff einer Behinderteneinrichtung gerettet. Mittlerweile lebt er seit zehn Jahren in einer Mutter-Kind-Einrichtung. Dabei haben wir trotz eines gegenteiligen psychiatrischen Gutachtens vor dem Amtsgericht obsiegt. Es gibt eine linke Praxis; und es gibt sie im Kindergartenbereich, es gibt sie Schulbereich. GEORG FEUSER hat in vielen Arbeiten gezeigt, wie eine Didaktik angelegt sein kann, die im schulischen Bereich auch die Integration schwerstbehinderter Kinder sichert. Das liegt in einem zehnbändigen Handbuch, ausführlich theoretisch begründet, vor. Daran schreiben viele Kollegen mit, die teilweise auch eine sehr deutliche kulturhistorische und marxistische Ausrichtung haben. Ich selbst habe durch eine Schulbegleitung zeigen können, dass auch die schwierige Zeit der Pubertät ohne Ausgrenzung überwindbar ist.

Distanz: Würdest du zwischen geistiger und körperlicher Behinderung unterscheiden wollen?

Wolfgang: Ich werde erst einmal etwas dazu sagen müssen, was geistige Behinderung ist. Geistige Be-hinderung ist kein körperlicher Zustand. Der späte FRANCISCO VARELA hat es, den Geist betreffend, in etwa folgendermaßen beschrieben: Der Geist ist nicht im Kopf, er ist nicht draußen und er ist nicht drinnen – er ist ein Zyklus von Operationen. Dazu habe ich im Zusammenhang mit einer Begründung des psychologischen Materialismus ausführlicher gearbeitet. Und ähnlich denkt das so ein bedeutender Marxist wie HANS HEINZ HOLZ für das menschliche Bewusstsein, der sinngemäß davon spricht, dass es nicht draußen und nicht drinnen sei, sondern ein Prozess von Fluktuationen, in jedem Augenblick unseres Lebens.

Wenn Geist ständigem Wandel unterlegen ist, dann ist jeder Mensch, ob im Koma oder anenzephalisch, mit im Bereich der Menschheit; prinzipiell und ohne Ausgrenzung. Und das, was zwischen dem Drinnen – gleichsam intrasubjektiv, intrapsychisch – und dem Draußen – also intersubjektiv, interpsychisch – passiert, ist ein kultureller Prozess, wobei von Anfang an die ideale Form in die rudimentäre Form eingreift, wodurch sich Kultur und Bewusstsein entwickeln.

Distanz: Ist geistige Behinderung dann ein sozialer Prozess, den prinzipiell jeder Mensch erfahren könnte?

Wolfgang: Ja. Dementis wird zwar als körperlicher Abbauprozess beschrieben, aber in Wirklichkeit ist es ein sozialer Abbauprozess mit fürchterlichen Formen von Ausgrenzung, die alle alten Menschen sehr genau spüren. Niemand begreift nicht, in welcher Umgebung er ist – bis zum Tod. Das zeigen alle Dokumente und das zeigen auch meine Erfahrungen mit Schwerstbehinderten: Sobald sie eine Gruppe kamen, die höher angesehen wurde, sind sie aufgeblüht; sobald sie in eine Gruppe kamen, die niedriger angesehen wurde, sind sie regrediert. In einer Einrichtung, die ich begleitete, lebte ein Mann, der sich ständig ausgezogen hat, das Zimmer vollgeschissen hat, und mit dem keine Pflegekraft klargekommen ist. Er war nicht in der schwersten Gruppe, aber in einer der schwersten. Da haben mir die Pflegekräfte gesagt: „Ach, du hast ja gut reden, du bist einmal zu einer Fachberatung da – komm mal in den Alltag!“ Ich hab insgesamt sieben Besuche in Gruppen gemacht, eine ganze Schicht mitgearbeitet; das war meine erste. Der Mann war in einem großen, leeren, mit Betonfarbe ausgestrichenen Zimmer, und der Boden war voller Scheiße. Dann habe ich gesagt: „Wo ist hier der Putzeimer und der Feudel?“, und hab mich dran gemacht, das zu säubern, als allererstes. Damit hatte ich die Sympathie des Personals gewonnen und das ist durch die Einrichtung wie ein Lauffeuer. Wir haben dann gesehen, dass der Umgang mit diesem Mann auch ganz anders geht.

Ich möchte das an einem Beispiel verdeutlichen. Ein Bewohner der Einrichtung kam als vierjähriger Junge von Zuhause weg. Er entstammte als nichteheliches Kind einem Bauernhof an der Elbe. Die Großeltern haben ihn geliebt, aber es ging nicht mehr Zuhause. Dann kam er in eine Einrichtung der Kinder- und Jugendpsychiatrie,

wo ich noch eine Karte von der Großmutter fand, in der sie für die „Liebesdienste“ an ihrem Jungen dankt. Diesen Jungen, der den „Liebesdienst“ erfahren hat, lernte ich mit viel zu enger Kleidung und völlig isoliert kennen. Er schlug sich selbst und zeigte alle Symptome aus der Kinder- und Jugendpsychiatrie. Dann haben wir zugesehen, dass er in eine Gruppe mit schwer verhaltensgestörten, aber absolut hellen Jungs kam. Und er ist aufgeblüht, er hat sich nicht mehr die Kleider vom Leibe gerissen, und es ging ihm viel besser.

Menschen sind extrem soziale Lebewesen. Wenn man ihnen emotionale Resonanz entzieht, ist das traumatisierend und manchmal tödlich.

Distanz: Wie kann eine Projektion linker Bedürfnisse auf Menschen mit Behinderung und die Verdinglichung von Menschen mit Behinderung als bloße Objekte linker Fürsorge vermieden werden?

Wolfgang: Indem die Linken nicht projizieren?! Ganz einfach. Indem Linke bereit sind, mit behinderten Menschen, die sie nicht verachten, sondern von denen sie was lernen können, in der Weise auseinanderzusetzen, wie ENRIQUE DUSSEL das sagt: „Der Andere ist das einzig heilige Seiende.“ Das heißt in meinem Falle beispielsweise, mich auf eine Frau einzulassen, die ihren Darm ausgeräumt hat – auf eine Frau, die völlig abgemagert in einer Großeinrichtung lebt, oder auf einen Jungen, der sich ständig auszieht und sein Zimmer vollscheißt. Das heißt es. Dabei dürfen diese Menschen nicht pathologisiert werden, das heißt nicht als krank angesehen werden, sondern als meinesgleichen. Man muss dechiffrieren, warum sie in dieser Situation sind, in der unter anderen Umständen ich auch hätte sein können.

Distanz: Da könnte man entgegnen, dass du doch der Mächtige in dieser Situation bist. Du kannst dechiffrieren, die Person kann es nicht.

Wolfgang: Das ist aber schon eine Abwertung der Person. Die Dechiffrierung, die ich vornehme, bedarf immer der Bestätigung des Gegenüber, sonst ist sie wirkungslos, sonst ist sie ein Nichts, sonst kann ich sie vergessen. Die letzte Instanz ist immer der

oder die Andere, die meine Verwundbarkeit, die ich in der Offenbarung zeige, behebt, indem er oder sie meine Deutungen und Handlungen als für sich brauchbar annehmen kann.

Vernunft ist kein im einzelnen Kopf wohnender Zustand. Vernunft ist ein soziales Verhältnis, Vernunft ist nicht draußen und nicht drinnen. Das ist der gemeinsame Zustand, den wir herstellen. Und Dechiffrieren ist ein gemeinsamer, kreisender Prozess, sonst stimmt die Chiffre nicht. Der eine sagt etwas und der andere versucht zu übersetzen. Derjenige versucht das Übersetzte dem, der es gesagt hat, verständlich zu machen, und er bestätigt wieder.

Distanz: Wolfgang, die letzte Frage: Wie kann eine linke Kritik bürgerlicher Inklusionspläne, zum Beispiel der Behindertenwerkstätten, lauten?

Wolfgang: Das ist eine gute Frage, denn wir haben ja zunächst einmal einen sozialen Tatbestand. Die Behindertenwerkstätten haben viele Leute aus dem Bereich geholt, wo sie früher in Anstalten eingesperrt waren, das darf man nicht vergessen. Es gibt im Moment einen kapitalistischen Arbeitsmarkt, auf dem die Leute ohne Chance untergehen. Dann muss man sehen, wie man im zweiten oder dritten oder vierten Arbeitsmarkt eben Plätze außerhalb von Anstalten schafft. Hier muss man sehen, wie die Einkommen verbessert werden können. Dazu benötigt es soziale Umverteilung. Die läuft aber gegenwärtig in die falsche Richtung, denn es wird stets versucht, aus den Taschen derer, die wenig haben, das Wenige noch herauszuziehen. Man braucht also eine soziale Umverteilung, die ganz klar Hartz-IV-Regeln verändert, das Sozialhilfegesetz verändert, Mindestsätze verändert und auf diese Weise den Leuten, die in Werkstätten sind, einen sicheren rechtlichen Rahmen gibt. Dass sie entsprechend der Mindestlohngesetzgebung verdienen, wäre ein Anfang. Weiterführend kann man überlegen, ob man unter diesen Bedingungen Werkstätten öffnen kann, denn zur Zeit sind die Werkstätten ja eine Auslagerung der Produktion, die Konzernen nur sehr recht sind, und in Konkurrenz zu Billiglohnbetrieben in Rumänien, Bulgarien etc. sowie mit Gefängnissen stehen. Das ist also ein Markt, der sich ständig gegenseitig austrickst und runterdrückt. Dennoch kann man froh sein, wenn es wenigstens teilweise auch Versuche gibt, in den Werkstätten Leute

vernünftig zu unterstützen und aufzubauen – und sie in einer anderen Weise zu sehen. In einer Weise, die nicht pathologisiert. ERICH WULFF hat das mal bezogen auf die Psychiatrie ungefähr so gesagt: Man muss die Widersprüche aufs Äußerste zuspitzen – dann sieht man, dass es so nicht weitergeht.

Distanz: Lieber Wolfgang, vielen Dank für das Interview.

Das Interview mit Wolfgang Jantzen führte Saša

DAS UNBEHAGEN IN DER INKLUSION

VON NILS RAMTHUN

„Der Doppelcharakter des Fortschritts, der stets zugleich das Potential der Freiheit und die Wirklichkeit der Unterdrückung entwickelte [...].“¹

Im vergangenen Sommer (Kalenderwoche 20-35 / 2014) konnte man den Eindruck gewinnen, als sei das Thema Behinderung tatsächlich in der Wahrnehmung einer breiteren Öffentlichkeit angekommen. Einige Ereignisse haben jedenfalls Interesse erregt und ein entsprechendes mediales Echo hervorgerufen. Da ist der ‚Fall‘ von Henri gewesen, anhand dessen plötzlich das ‚Problem‘ der Inklusion behinderter Kinder in die ‚normale‘ Regelschule verhandelt worden ist (Mitte/Ende Mai). Da ist der ‚Fall‘ des Weitspringers Rehm gewesen, der akut die Frage aufwarf, wie es um die Inklusion behinderter Sportler in die ‚normale‘ Welt des Sports steht (Ende Juli / Anfang August). Und da ist nicht zuletzt der ‚Fall‘ eines australischen Ehepaares gewesen, das ihr, von einer Leihmutter ausgetragenes, behindertes Kind nicht mehr haben wollte, um den herum man die ganz ‚normalen‘ individuellen und gesellschaftlichen Ressentiments gegenüber behinderten Menschen diskutieren konnte (Mitte August). Vielleicht ist es nur ein laues mediales Sommerlüftchen gewesen und vielleicht ist die Euphorie um den emphatisch-emanzipatorisch gedeuteten Inklusionsbegriff, wie er sich vor allem um die UN-Konvention der Rechte von Menschen mit Behinderung² herausgebildet hat, einer neuerlichen

¹ Theodor W. Adorno: *Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2003, S. 167.

² Einige exemplarische Punkte der UN-Konvention sollen zumindest anerkennende Erwähnung finden. Sie berücksichtigen langjährige Forderungen der Behindertenbewegung: Das medizinisch-defizitäre Modell in der Betrachtung von Behinderung ist eingefügt worden in ein soziales Modell von Behinderung, demzufolge behinderte Menschen insbesondere durch soziostrukturelle Hindernisse an der gesellschaftlichen Partizipation ‚behindert‘ werden: „Zu den Menschen mit Behinderung zählen Menschen, die langfristige körperliche, seelische, geistige oder Sinnesbeeinträchtigungen haben, welche sie in Wechselwirkung mit verschiedenen Barrieren, an der vollen, wirksamen gleichberechtigten Teilhabe an der Gesellschaft hindern können“ (Art. 1,2). Sodann wird die „Unterschiedlichkeit von Menschen mit Behinderung [...] als Teil menschlicher Vielfalt“ anerkannt (Art. 3). Gegenüber dem Prinzip der Fürsorge wird das der Selbstbestimmung gestärkt. Menschen mit Behinderung haben demnach das Recht, frei in der Gemeinschaft zu leben, d. h. frei zu entscheiden, z. B. „wo und mit wem sie leben, und nicht verpflichtet sind, in besonderen Wohnformen zu leben“ (Art. 19). Schließlich – hier ist der Inklusionsgedanke vielleicht am stärksten verankert – wird davon ausgegangen, dass „Menschen mit Behinderung [einen wertvollen Beitrag, N. R.] zum allgemeinen Wohl und zur Vielfalt ihrer Gemeinschaften leisten und leisten können.“ Interessant, wenn auch nicht unproblematisch, ist die darauf folgende Formulierung um die angestrebte Förderung des sogenannten „Zugehörigkeitsgefühls“ behinderter Menschen (Präambel (m)).

Ernüchterung gewichen.³ Es ist (und war) nicht davon auszugehen, dass die politische Umsetzung der Inklusion widerstandslos (Konservatismus) und vor allem nicht (was wenig berücksichtigt zu werden scheint) interessenlos (Neoliberalismus) stattfinden würde, bloß weil diese nun den Status eines Menschenrechts innehat. Der Streit, die Auseinandersetzung um Macht und Deutung dessen, was Inklusion meint, was sie sein kann und was sie letztlich sein wird, hat gerade erst begonnen.

Gleichwohl stehen wir an einer Epochenschwelle: der Krise der Disziplinargesellschaften, die nach und nach von den Normalisierungs- bzw. Kontrollgesellschaften abgelöst werden. Sie gilt es ins Auge zu fassen, will man den gegenwärtigen Hype um Inklusion verstehen. Ihr Erscheinen im Diskurs wäre weniger auf eine veränderte, fortschrittlichere Sichtweise von Behinderung, sondern vielmehr auf eine sich längst vollziehende Umformung der Gesellschaft selbst zurückzuführen.

Den Begriff der Kontrollgesellschaften hat Deleuze 1990 skizzenhaft in seinem kleinen, mitunter rätselhaft bleibenden Text *Postskriptum über die Kontrollgesellschaften* entworfen.⁴ Auf Foucaults Überlegungen zur „Normalisierungsgesellschaft“ aufbauend, diagnostiziert er für die Gegenwart eine Krise der Disziplinargesellschaften mit all ihren Einschließungsmilieus („Heime“ jeglicher Art: Gefängnis, Krankenhaus, Fabrik, Schule, Familie) die abgelöst werden durch „Kontrollgesellschaften, die nicht mehr durch Internierung funktionieren, sondern durch unablässige Kontrolle und unmittelbare Kommunikation“.⁵ Kontrolle,

³Der Monitoring-Bericht März 2015 hat z. B. keine besonders große mediale Beachtung mehr gefunden. Zwar wird Deutschland ein verheerendes Zeugnis bei der Umsetzung der UN-Konvention ausgestellt, doch reagierten nicht einmal die Behindertenverbände. Interessant zu beobachten sein wird, wie und wo diese sich überhaupt positionieren werden. Denkwürdige Überraschungen nicht ausgeschlossen. Schließlich droht den Behindertenverbänden durch die Inklusion, die sie laut UN-Konvention zwar fördern und mit organisieren sollen, nichts weniger als der eigene Bedeutungsverlust und u. U. die eigene Abwicklung.

⁴ Gilles Deleuze: *Postskriptum über die Kontrollgesellschaften*. In: Ders.: *Unterhandlungen 1972-1990*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1993, S. 254 – 262.

⁵ Gilles Deleuze: *Kontrolle und Werden*. In: Ders.: *Unterhandlungen 1972-1990*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1993, S. 250. Vgl. Michel Foucault: *Die Disziplinargesellschaft in der Krise*. In: Ders.: *Analytik der Macht*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2005, S. 144 f.: „In den industrialisierten Ländern gerät die Disziplin in die Krise. Seit vier oder fünf Jahrhunderten war man der Meinung, dass die Entwicklung der westlichen Gesellschaften von der Effizienz der Macht bei der Erfüllung ihrer Funktion abhängig sei. In der Familie beispielsweise war es wichtig, wie die Autorität des Vaters oder der Eltern die Verhaltensweisen der Kinder kontrollierte. Wenn dieser Mechanismus zerbrach, brach die Gesellschaft zusammen. Wie das Individuum gehorchte, war ein wichtiges Thema. In den letzten Jahren hat sich die Gesellschaft geändert und die Individuen ebenso; sie sind mannigfaltiger, unterschiedlicher und unabhängiger.“ Wegweisend sind/waren Foucaults Untersuchungen zur Bio-Macht und Gouvernementalität. An die Stelle der „Disziplinar-“ trete die „Normalisierungsgesellschaft“: „Eine Macht, die das Leben zu sichern hat, bedarf fortlaufender regulierender und korrigierender Mechanismen. Es geht nicht mehr darum, auf dem Feld der Souveränität den Tod auszuspielen, sondern das Leben in einem Bereich von Wert und Nutzen zu organisieren. [...] Statt die Grenzlinie zu ziehen, die die gehorsamen Untertanen von den Feinden der Souveräns scheidet, richtet sie die Subjekte an der Norm aus, indem sie sie um diese herum anordnet. [...] Eine Normalisierungsgesellschaft ist der historische Effekt einer auf das Leben gerichteten Machttechnologie.“ (Michel

die sich in einer permanenten Variation der Bereitstellung bzw. Abweisung von Informationen offenbart. Die von Deleuze erwähnten Beispiele, die elektronische Fußfessel oder Guattaris Karte, die Orte individualisiert bereitstellt (und verweigert), mögen banal wirken im Vergleich zu den heute schon möglichen Apparaturen der Informationstechnologie, etwa der digitalen Brille und Uhr. Insofern sich aber weiterhin unverändert die Pole „der Befreiungen und Unterwerfungen“ gegenüberstünden, sei davon auszugehen, dass auf die neuen Mechanismen der individuellen Freiheit auch neue Mechanismen der individuellen Kontrolle folgten. Kurz gesagt: Die Gesellschaften befinden sich gegenwärtig im Aufbau einer neuen Herrschaftsform. Als Indiz für das Entstehen der Kontrollgesellschaft könne man den öffentlich propagierten „Reformbedarf“ sehen: „Eine Reform nach der anderen wird von den zuständigen Ministerien für notwendig erklärt: Schulreform, Industriereform, Krankenhausreform, Armee reform, Gefängnisreform.“⁶

Explizit heißt dies (was implizit stets mitgedacht werden kann): Bei der Krise der Einschließungsmilieus handelt es sich eben auch um eine Krise jener spezifischen Einschließungsmilieus behinderter Menschen, etwa Sonderschule, Behindertenheim, Behindertenwerkstatt, „zweiter Arbeitsmarkt“. Als eine der für notwendig erklärten Reform ist die Inklusion selbst zu benennen. Obwohl diese eigentlich die Verbesserung der Lebenssituation behinderter Menschen insgesamt propagiert – und zwar in der Gestalt, dass es nicht mehr die behinderten Menschen sind, die der Gesellschaft angepasst werden müssen, sondern gerade umgekehrt – wird sie zunehmend auf das politische Feld der Bildung reduziert. Inklusion droht so tatsächlich zur bloßen Bildungsreform zu werden. Hier greift möglicherweise bereits ein Mechanismus der politischen Verengung bzw. sogar der Entpolitisierung des Inklusionsgedankens im Prozess seiner praktischen Umsetzung. Dennoch markiert das Auftauchen der Inklusion auf der politischen Agenda, eine nachholende „Normalisierung“ behinderter Menschen, wie man sie beispielsweise bei anderen diskriminierten Randgruppen (Frauen, Schwule und Lesben) schon länger vernehmen kann. Jürgen Link hat, an Foucault anknüpfend, in diesem Zusammenhang (der Krise der Disziplinargesellschaften) von der Herausbildung eines flexiblen Normalismus gegenüber dem sogenannten Protonormalismus

Foucault: Sexualität und Wahrheit. 3 Bde. Bd. 1: Der Wille zum Wissen. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1977 S. 170 ff.)

⁶ Ebd. S. 255.

gesprochen.⁷ Dabei kommt der (medial verhandelten und transportierten) ‚Normalität‘ womöglich die überaus wichtige Funktion zu, Individuen an die jeweilige Machtstruktur zu binden bzw. dem Anrufungstheorem Althusser⁸ entsprechend, Individuen ‚anzurufen‘, um sie als Subjekte unterwerfen zu können. In diesem Sinne verspricht Inklusion behinderten Menschen die langersehnte Aussicht auf ‚Normalität‘. Sie wäre als der angebotene Spiegel zu verstehen, in dem sich behinderte Menschen überhaupt erst als ‚normal‘ wiedererkennen können. Dass sich die Identitätsbildung und das Selbstbewusstsein behinderter Menschen aus der Erfahrung behinderten Lebens heraus immer noch und fast ausschließlich vor allem an ‚Normalität‘ als Maß aller Dinge orientieren, mag einen melancholischen Beiklang bekommen, wird sich aber als geradezu hilfreich erweisen. So findet sich – kaum mehr verwunderlich – in der Präambel der UN-Konvention auch die Formulierung (der Stärkung) des „Zugehörigkeitsgefühls“ behinderter Menschen. Zur Frage steht, ob mit Inklusion eine grundsätzliche Akzeptanz (jenseits von Normalitätskonstruktionen) verfolgt wird oder ob an eben jene Zugehörigkeit (weiterhin) Bedingungen geknüpft sein werden.

Als das wesentliche Ziel der Normalisierungsgesellschaft hat Foucault die Organisation des Lebens im „Bereich des Wertes und Nutzens“ benannt. Auch Deleuze betont die innige Wechselwirkung von Kontrollgesellschaften und Kapitalismus. Mit der Krise der Einschließungsmilieus gehe nicht zuletzt eine „Mutation“ des Kapitalismus selbst einher:

Der Kapitalismus des 19. Jahrhunderts ist einer des Eigentums und [...] der Konzentration. Er errichtet also die Fabrik im Milieu der Einschließung, wobei der Kapitalist Eigentümer der Produktionsmittel, aber eventuell auch Eigentümer anderer Milieus ist, die analog konzipiert sind (das Heim der Arbeiter, die Schule). [...] In der aktuellen Situation ist der Kapitalismus jedoch nicht mehr an der Produktion orientiert, die er oft in die Peripherie der Dritten Welt auslagert. [...] Was er verkaufen will, sind Dienstleistungen, und was er kaufen will, sind Aktien. Dieser Kapitalismus ist nicht mehr für die Produktion da, sondern für das Produkt, das heißt für den Verkauf oder Markt. Daher ist sein wesentliches Merkmal die Streuung, und die Fabrik hat dem Unternehmen Platz gemacht. Familie, Schule, Armee, Fabrik sind keine unterschiedlichen analogen Milieus mehr, die auf einen Eigentümer konvergieren, [...] sondern chiffrierte, deformierbare und transformierbare Figuren ein und desselben Unternehmens, das nur noch Geschäftsführer kennt.⁹

⁷ Vgl. Jürgen Link: Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird. Opladen: Westdeutscher Verlag 1996.

⁸ Vgl. Louis Althusser: Ideologie und Ideologische Staatsapparate. Aufsätze zur marxistischen Theorie. Hamburg / Berlin: VSA 1977.

⁹ Deleuze, Postskriptum, S. 260.

Der Wechsel von Produktion (Konzentration, Anordnung und Verteilung der Körper) zum Markt (Mobilisierung und Streuung), verändert die menschlichen Lebensbereiche und Beziehungen, nicht zuletzt das menschliche Selbstverständnis. Die Tragweite dieser Prozesse offenbart sich zunehmend – ein Vierteljahrhundert nach Deleuze’ *Postskriptum*. Der Mensch ist zum flexiblen Unternehmer seiner selbst geworden, der sich als Warenprodukt definiert, das auf dem Markt gehandelt wird, der unter dem andauernden Zwang steht, sich selbst immer wieder neu zu kontrollieren und gegebenenfalls zu optimieren, um seinen Warenwert bzw. Aktienwert zu erhalten und zu steigern. Man denke nur an den grassierenden Gesundheits- und Fitnesswahn oder die ins Bodenlose gewachsene Ratgeber- und Coaching-Literatur. Die allgemeine Hektik und Umtriebigkeit am Beginn des 21. Jahrhunderts hat Deleuze vorweggenommen: „In den Disziplinargesellschaften hörte man nie auf anzufangen (von der Schule in die Kaserne, von der Kaserne in die Fabrik), während man in den Kontrollgesellschaften nie mit etwas fertig wird: Unternehmen, Weiterbildung, Dienstleistung.“¹⁰

Was die Inklusion angeht, zeichnet sich also eine komplexe Situation ab, die als solche sowohl von den Betroffenen als auch von den sie stellvertretenden Institutionen, entweder noch gar nicht zur Kenntnis genommen oder schon stillschweigend anerkannt wird: die Mobilisierung und Integration behinderter Menschen in den zeitgenössischen Kapitalismus. Und zwar - um die Differenz zum emphatisch-emanzipatorischen Inklusionsbegriff deutlich hervorzuheben – den Kapitalismus mit all seinen sozialen Isolations-, Marginalisierungs- und Aussonderungsmechanismen, die sich dann nicht mehr an der Grenze nicht-behindert / behindert herauskristallisieren werden, sondern vielmehr an der von fähig / unfähig überhaupt. Fähig / unfähig zu sein, das Leben für sich und die Gesellschaft ‚profitabel‘ und ‚kostenneutral‘ nicht nur gestalten zu können, sondern auch zu müssen – d. h. kapitalistisch ‚normal‘ zu sein.¹¹ An dieser Epochenschwelle

¹⁰ Ebd. S. 257.

¹¹ Ein Gedanke, den die Disability Studies zunehmend berücksichtigen. Vgl. Anne Waldschmidt: Selbstbestimmung als behindertenpolitisches Paradigma – Perspektiven der Disability Studies. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte B 8* (2003), S 13-20. Dort S. 18: „Zwar geht es in der fortgeschrittenen Moderne weiterhin um die Integration oder Ausgrenzung von Bevölkerungsgruppen je nach Arbeits- und Vertragsfähigkeit. Zugleich aber steht zu Beginn des 21. Jahrhunderts die neoliberale Gesellschaft und mit ihr die Behindertenpolitik vor einer neuen Herausforderung. [...] In der gegenwärtigen Zeit still zu stehen, an einem Ort zu verharren, in einem Wort: ‚behindert‘ zu sein, kann den sozialen Tod bedeuten. Vor diesem Hintergrund verändert sich auch die Zielrichtung der Behindertenhilfe und -politik. Nun geht es darum, auch bei der Personengruppe der Behinderten Bewegung herzustellen [...]. Erst der Neoliberalismus, der sich zum Ende des 20. Jahrhunderts entfaltet hat, schafft somit die Voraussetzungen für die Selbstbestimmung auch der behinderten Menschen. Gleichzeitig muss man konstatieren: In der fortgeschrittenen Moderne darf man nicht nur selbstbestimmt leben; man muss es

stehend, ist festzuhalten, dass vor allem zwei Herausforderungen virulent werden: Einerseits der Widerstand des Konservatismus, der mehr oder weniger offen bestrebt ist, den Status quo einer selbst krisenhaft gewordenen Ordnung zu verteidigen, etwa im Versuch, das Einschließungsmilieu der Sonderschulen gegenüber (oder zumindest neben) inklusiven Schulen mit dem Argument der besonderen Schutzbedürftigkeit zu erhalten. Inklusive Bildung wird hier als Gefahr für behinderte Kinder inszeniert. Andererseits rückt zunehmend der Neoliberalismus ins Blickfeld, der als treibende Kraft des Inklusionsgedankens markiert ist, wenn es darum geht, behinderte Menschen für den Kapitalismus zu mobilisieren und nutzbar zu machen. Der Fokus wird freilich ein altbekannter in neuem Gewand bleiben: die Lenkung und Kontrolle des Individuums.

Ob und wie man dagegen Widerstand leisten kann? Falls man die Frage bejaht, wird es darum gehen, um Foucault einmal aufzunehmen, das noch Leben beim Wort zu nehmen und gegen das System zu wenden, das seine Kontrolle übernommen hat. Leben wird hier „verstanden als Gesamtheit grundlegender Bedürfnisse, konkretes Wesen des Menschen, Entfaltung seiner Anlagen und Fülle des Möglichen.“¹² Zunächst wäre damit vielleicht sogar eine Distanzierung gemeint – der Anrufung zu widerstehen, sich nicht sofort umzudrehen – die zum Ziel hätte, die Krüppelbewegung noch einmal neu aufzurollen, jedoch offen bliebe für alle, die sich in der freien Entfaltung ihrer Möglichkeiten ausreichend genug behindert sehen und fühlen. Wer der Erwiderung des „Für mich bist du ganz normal“ mit jenem „Danke, für mich bist du auch behindert!“ zustimmen kann, sollte gefälligst mitmachen können. Was behinderten Menschen, verglichen mit anderen Gruppen, die für ihre Emanzipation gekämpft haben, immer noch kämpfen oder wieder damit anfangen, nach wie vor besonders augenfällig fehlt, ist eine konkrete Praxis: eine eigene subversive Subkultur und eine eigene kritische Avantgarde, die – als radikale Diskursposition – die Utopie (oder was auch immer) von Inklusion sowohl gegen ihre konservativen Widersacher als auch gegen ihre neoliberalen Verfechter verteidigt.¹³

sogar. Sie verlangt den gesunden, normalen ‚flexiblen Menschen‘, der sich hektisch den Weg durch die Massen bahnt, der als ‚Ich-AG‘ das eigene Leben profitabel gestaltet und die Zwänge des Marktes bereitwillig akzeptiert. [...] Heute verheißt Autonomie nicht mehr nur Befreiung, sondern ist auch zur sozialen Verpflichtung geworden – und zwar nicht nur für nichtbehinderte, sondern auch für behinderte Menschen.“

¹² Foucault, Der Wille zum Wissen, S. 172.

¹³ Ansätze dafür gibt es, etwa die Zeitung „Mondkalb“ (<http://mondkalb-zeitung.de/>). Ermutigendes ist auch aus dem Umfeld der Berliner Pride-Parade zu vernehmen: „Wir möchten eine Gesellschaft, in der wir sein können, wie wir sind. Wir möchten eine Gesellschaft, in der nicht nur unsere Stärken, sondern auch unsere Schwächen,

Einem Sommerlüftchen werden schließlich noch viele Herbst- und Winterstürme folgen.

Kratzer und Ecken akzeptiert werden. Geht es nur um Geld und Leistung, dann wird es immer Menschen geben, die das nicht erfüllen können.“ Oder: „Wir wollen Barrieren abschaffen. Nicht Behinderte. Wir wollen mit euch laut sein und stören, bis alle Kinder in der Schule Anerkennung bekommen. Und wir beschweren uns so lange, bis neben der Arbeit auch das Recht auf Faulheit viel Platz hat!“ (AK MOB, <http://www.pride-parade.de/redebeitraege.html>, Abrufdatum: 20.4.2015)

„DANN WAR ICH VORÜBERGEHEND KLINISCH TOT –“

VON ALEXANDER INTELMANN

Der Anschlag

Ich kenne es, auf Tonband zu sprechen – ich bin in einer Logopädieschule als Proband für die Schüler, immer mal wieder.

Mein Name ist Alexander Intelmann, ich bin 1977 in Karl-Marx-Stadt geboren, das erstmal dazu. Dann war ich bis 1993 in der Schule, und da war ich in der zehnten Klasse auf dem Gymnasium in Chemnitz. In der Nacht vor meinem 16 Geburtstag – da war ich auf dem Heimweg, unterwegs mit einer Dame; und das Ende des Tages, das war – das habe ich teilweise nicht miterlebt. Also spreche ich das hier nach Erzählungen von Berichten, und zwar: Ich wurde von Nazis aus dem Bus getreten, und, na ja, das Aufkommen war...

Na, ich hab ja schon gesagt, den Rest kann ich nur aus einer Erzählung wiedergeben. Nur durch Nacherzählungen wurde die Erinnerung etwas aufgebessert. Also, etwa drei Wochen vor dem Abend war vieles in Erinnerung. Ich kann mich nur durch diese Erzählungen aus dieser Zeit erinnern, und da kann ich jetzt nicht mehr unterscheiden: Ist das meine Erinnerung oder die Erzählung? Deswegen kann ich zwar zeigen, was gewesen sein könnte oder auch gewesen ist – aber nicht aus eigener Perspektive. Mir wurde erzählt, dass ich – da war ich damals schon viele Male – in dieser Diskothek gewesen bin, namens *Pavillon*, am Falkeplatz. Ob es sie noch gibt, weiß ich nicht, aber das kann sein. Zumindest war die etwas alternativer als diverse andere, in denen ich vorher war, wie zum Beispiel im *Bunker*. Der *Bunker* war ja eher ein rechter Schuppen – natürlich. Ob es den jetzt noch gibt, weiß ich auch nicht. Aber da ich es im *Pavillon* gut fand, war ich dort recht häufig. Das war eine Art Gewohnheit, dorthin zu gehen, weil die Leute mir dort besser gefielen – besser als im *Bunker* auf jeden Fall. Der *Pavillon* war ein linker Club, ja. 1993 hatte Chemnitz ein

offensichtliches Neonazi-Problem, das stimmt, und deswegen hab ich mich dort auch engagiert bei diversen Aktionen.

Ganz genau weiß ich nicht mehr, was das für welche waren. Mein damaliger – und heute auch – bester Freund, also, im Vergleich zur Kindersicht hat er sich vielleicht etwas verändert, zumindest vorher haben wir vieles gemeinsam arrangiert für diverse Zusammenkünfte, und ja, wir waren auch Schulfreunde auf dem Gymnasium, der war in der Disko mit dabei. Aber beim Attentat war er erst hinterher, also nicht in der Situation, dabei. Ich war dann mit einer mir heute nicht mehr bekannten Dame unterwegs. Wer weiß wohin? Jedoch waren wir auf dem Weg. Vielleicht zu ihr nach Hause? Keine Ahnung. Ich hab keine Erinnerungen und keinen Kontakt mehr zu ihr, aber es ist nebensächlich, ob das so ist. An der Bushaltestelle am Flughafen war ich. Da kam es eben irgendwie zu einem Wortgefecht, da war ich sehr schlagkräftig, damals. da hab ich mir nichts erzählen lassen. Und das war halt mein Fehler. Es war offensichtlich, zu welchem Lager ich gehörte. Am Stil konnte man schon erkennen, grob, zu welcher Seite man gehörte. Ich war vorher in einer HipHop-Clique, seit 1990 oder so. Da war ich zuerst einer der Jüngsten, ja, und das hat mir gefallen. Die waren auch teilweise viel im illegalen Graffiti-Bereich zugegen und deswegen war es auch interessant, sich mit solchen Leute zu unterhalten. Auch wenn ich nicht richtig zu dem Graffiti-Bereich gehörte. Aber ich habe mich dort anderweitig eingebracht, mit diversen Bemerkungen. An die ich heute auch keine Erinnerung habe. Aber das liegt doch eher daran, dass das schon 25 Jahre her ist. Wir trugen natürlich entsprechende Kleidung, Pullis, Cappies. Nee, es war mir aber nie bekannt, dass das *links* wäre, also dass man an einer Bushaltestelle dadurch als links erkannt wird.

Zu der Pöbelei ist es aber eigentlich gar nicht an der Haltestelle gekommen, sondern im Bus. Also, ich war mit einer Freundin unterwegs. Wohin, das weiß ich nicht. Im Bus wurde sie dann angepöbelt und, ja, da bin ich dazwischen, und das hat mir den Kopf gekostet. Ich glaub...ich weiß nicht. Ich war klinisch tot, nachdem ich aus dem Bus getreten wurde, vorläufig ja. Da kam zufälligerweise ein Bereitschaftsarzt vorbei, vom Einsatz kamen die gerade mal zufällig vorbei, und die haben sich zuerst um

mich gekümmert. Diese Freundin ist mit rausgekommen, aber es gab keine Handys, das stimmt. Der Busfahrer ist dann, glaube ich, abgefahren. Der hat sich aus dem Staub gemacht. Hat dann bei den Verhandlungen gesagt, er hätte nichts gesehen. Tja, das war mein erstes Problem, dass ich beweisen musste, dass das im Bus gewesen ist und nicht außerhalb. Aber so sehr hat es mich dann doch nicht interessiert, da ich durch das Gewalt- und Kriegsopferentschädigungsgesetz unterstützt wurde. Ja. Von denen bekomme ich eine gute Entschädigung. Aber ich habe eben einige Probleme, besonders stimmlich und im Gedächtnisbereich. Was mir nicht immer auffällt, aber jedem anderen.

Heute

Zu der Demo, bei der ich jetzt am 13. Februar gewesen bin, da, also ich war in Dresden am 13. Februar, das war ein Freitag, da hatte ich ab Mittag frei. Und zu der Demo, dachte ich, muss ich hin, weil ich sonst der Dummheit zum Sieg verhelfen würde. Das war diese *Weltoffenes Dresden*-Demo, denn Dresden hat ja gerade bekanntermaßen ein Pegida-Problem. Und da dachte ich, wenn ich was dagegen unternehmen möchte, dann muss ich da hin. Also, was mir besonders wichtig ist, wenn ich da hingeh:

Ich bin nach Dresden gezogen, weil mir die Stadt gefiel, weil sie weltoffen ist, und weil ich dort mit vielen verschiedenen Menschen aus der ganzen Welt mich auseinandersetzen kann – positiv hauptsächlich, aber auch in negativer Art, das gehört zum Leben dazu. Und ohne würde es mir nicht gefallen, ohne könnte ich mir auch nicht vorstellen, dort leben zu wollen.

Und das Pegida-Ding, da ging es ja um „Ausländer raus!“ und irgendwelche anderen dumpfen Einstellungen, die mir nie gefielen, und deswegen musste ich zu dieser Demo dagegen. Von mir aus gesehen engagiere ich mich sonst nicht politisch, aber ich bin irgendwie – also, ich bin Mitglied in einem Komitee, wo teilweise Verbindungen zur Antifa in Chemnitz bestehen.

Ich habe mir mal ein Handy zugelegt, aber ich hab es gleich wieder verloren. Ich habe mir damit sozusagen selbst ein Bein gestellt. Ich würde mich gern drauf

verlassen, aber ich kann es nicht, weil ich nicht weiß, ob ich es gerade habe oder nicht. Es wäre wichtig gewesen, um mich zu vernetzen. Ich hätte mit dem Handy eine Informationsbasis geschaffen zu Leuten, mit denen ich politisch agieren möchte. Es ist ein Kommunikationsproblem, vor allem. Wenn die Linken von Engagement für Behinderte sprechen, sagen wir mal, ist das Hauptproblem: Ich fühl' mich nicht behindert, denn nur wenn man sich so fühlt, denke ich, dann ist man es. Die Einteilung ist schon mal ein Problem. Aber es ärgert mich nicht, weil ich gut ignorieren kann. Deswegen: Lass die nur machen, was sie wollen, ich mach' das, was ich will.

aufgezeichnet von Saša

INKLUSION ZWISCHEN HILFE UND KONTROLLE – ZUR AMBIVALENZ INKLUSIVER BEMÜHUNGEN IM BEREICH DER BERUFLICHEN TEILHABE VON MENSCHEN MIT BEHINDERUNG VON ROBERT SCHEURING

Der gesellschaftliche Umgang mit Menschen mit Behinderung hat sich grundlegend gewandelt. War die Einstellung gegenüber behinderten Menschen in der Vergangenheit eher von einer Mischung aus Mitleid und der Zuschreibung von Hilfsbedürftigkeit einerseits, sowie Ausgrenzung, Isolierung und Pathologisierung¹ andererseits dominiert, so haben seither Schlagworte wie „Selbstbestimmung“, „Teilhabe“ und „Personenzentrierung“ Eingang in den gesellschaftlichen Diskurs gefunden. Getragen von einer Sichtweise, die Behinderung nicht auf personenbezogene Einschränkungen reduziert, sondern als soziale und kulturelle Konstruktion in den Blick nimmt, werden gesellschaftliche Barrieren und Praktiken der Ausgrenzung und Marginalisierung behinderter Menschen zunehmend thematisiert und problematisiert. Dadurch geraten auch die etablierten Sondereinrichtungen der Behindertenhilfe, wie z.B. Förderschulen, Werkstätten für Menschen mit Behinderung, Wohnheime, etc., in das Zentrum der Kritik und verlieren zugunsten dezentraler und gemeindenaher Angebote an Bedeutung. Menschen mit Behinderung scheint endlich das Recht zugestanden zu werden, selbst über die Auswahl ihrer Unterstützungsangebote zu bestimmen.

Formale Selbstbestimmung

Dieser vielfach als „Paradigmenwechsel“ bezeichnete Wandlungsprozess von der Be- und Aussonderung behinderter Menschen hin zu Selbstbestimmung und Partizipation erhält durch die UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderung, welche in Deutschland am 24. Februar 2009 ratifiziert wurde, seine völkerrechtliche Fundierung. Die besondere Bedeutung des Abkommens liegt darin begründet, dass es bestehende Menschen- und Freiheitsrechte für die Situation von

¹Einen guten Überblick über die Geschichte institutionalisierter Ausgrenzung von Menschen mit Behinderung liefert Georg Theunissen: Theunissen, Georg (2012). Lebensweltbezogene Behindertenarbeit und Sozialraumorientierung – eine Einführung in die Praxis. Freiburg im Breisgau: Lambertus.

Menschen mit Behinderungen konkretisiert. Während die meisten Menschenrechtsverträge auf internationaler Ebene, wie z.B. die *UN-Konvention gegen Rassismus (CERD)* oder die *Konvention über die Rechte von Frauen (CEDAW)*, das Thema Behinderung in ihren Formulierungen komplett ausgeklammert haben² wurde mit der UN-BRK ein Dokument geschaffen, das dieser Aussparung ein Ende setzt. Ziel der Konvention ist die Verwirklichung von Chancengleichheit, Barrierefreiheit und Gleichberechtigung in allen gesellschaftlichen Teilhabebereichen, sowie die Beseitigung bestehender Ungleichheiten, Ungerechtigkeiten und Diskriminierung, die einer umfassenden Partizipation behinderter Menschen entgegenstehen.³ Aufgrund ihres bindenden Charakters lassen sich mit Hilfe der UN-BRK, zumindest formal gesehen, alle sozialpolitische Maßnahmen die der Selbstbestimmung und Partizipation von Menschen mit Behinderung entgegenstehen als menschenrechtswidrig klassifizieren.⁴

Auflösung des Normalitätsparadigmas?

Sowohl der beschriebene Paradigmenwechsel als auch die UN-BRK sind eng mit dem Schlagwort der „Inklusion“ verknüpft. Was allerdings genau unter dieser Leitformel verstanden werden kann, ist nicht immer klar umrissen. Vielmehr erschweren verschiedene Bedeutungszusammenhänge die exakte Erfassung des Inklusionsbegriffs und seine Abgrenzung vom Begriff der „Integration“. Im Alltagsverständnis hat sich, neben der synonymen Verwendung von Inklusion und Integration, vor allem die verkürzte Ausdeutung des Begriffs im Sinne einer „Optimierung“ der bestehenden Integrationspraxis etabliert.⁵ In beiden Fällen wird jedoch übersehen, dass mit dem inklusiven Leitgedanken nicht nur quantitative, sondern vor allem qualitative Unterschiede zum Prinzip der Integration verknüpft

²Siehe hierzu weiterführend der Aufsatz von Schulze, Marianne (2011). Menschenrechte für alle: Die Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderungen. In: Flieger, Petra; Schönwiese, Volker: Menschenrechte - Integration - Inklusion. Aktuelle Perspektiven aus der Forschung. Bad Heilbrunn: Klinkhardt, S. 11–27.

³vgl. Art. 1, Abs.1 BRK; Art. 3 BRK.

⁴vgl. Theunissen, Georg (2013). Entwicklung und Diskussionsstand eines praxisgestaltenden Paradigmas in Europa. In: Schwalb, Helmut; Theunissen, Georg: Unbehindert arbeiten, unbehindert leben. Inklusion von Menschen mit Lernschwierigkeiten im Arbeitsleben im internationalen Vergleich. Stuttgart: Kohlhammer (Heil- und Sonderpädagogik), S. 9–24. Hier: S. 11.

⁵vgl. Sander, Alfred (2004). Inklusive Pädagogik verwirklichen - Zur Begründung des Themas. In: Schnell, Irmtraud; Sander, Alfred (Hrsg.): Inklusive Pädagogik. Bad Heilbrunn/Obb.: Klinkhardt, S. 11–23. Hier: S. 11.

sind: Letzteres löst zwar die Segregation bestimmter Personengruppen und deren „Behandlung“ in Sondersystemen auf, behält allerdings die Vorstellung von Normalität und Abweichung, sowie die damit verbundene Dominanzstellung der „Normalen“ bei. Inklusion hingegen zielt auf die Auflösung der Hegemonie des Normalitätsparadigmas. Kategorisierungen bzw. dichotome Einteilungen, wie z.B. behindert/ nicht-behindert, männlich/weiblich, etc., sollen zugunsten des Gedankens einer „Einheit des Heterogenen“⁶ überwunden werden. Damit einher geht die normative Vision einer Gesellschaft die auf Heterogenität aufgebaut ist und in der soziale Ausgrenzung, Diskriminierungen und Marginalisierungen der Vergangenheit angehören.

Anknüpfend stellt sich allerdings die Frage, wie es um die praktischen Versuche der Verwirklichung des Inklusionsideals unter den konkreten gesellschaftlichen Bedingungen bestellt ist. Verkehrt sich Inklusion angesichts ihres idealistischen Erlösungsanspruchs vielleicht sogar zwangsläufig in ihr Gegenteil? Im Nachfolgenden soll dieser Gedankengang weiter verfolgt werden, indem die Janusköpfigkeit des Inklusionsideals exemplarisch am Beispiel der beruflichen Teilhabe von Menschen mit Behinderung diskutiert wird.

Inklusion und die Überwindung institutionalisierter Ausgrenzung

Es wäre fatal, die gegenwärtigen Bestrebungen zur Umsetzung des Inklusionsgedankens im Bereich der beruflichen Teilhabe behinderter Menschen gänzlich als regressiv zu verwerfen. Dadurch würde verkannt, dass sich durch den angesprochenen Wandel von institutionalisierter Segregation durch Sondereinrichtungen hin zu mehr Selbstbestimmung und Entscheidungsfreiheit die konkreten Gestaltungsräume behinderter Menschen zur Bewältigung ihrer Lebenssituation verbessert haben. So sind Menschen mit Behinderung bei der Sicherung ihrer materiellen Lebensgrundlage grundsätzlich nicht mehr an ein Arbeitsverhältnis des „zweiten“ Arbeitsmarktes gebunden. Pädagogische wie sozialpolitische Inklusionsbemühungen eröffnen die Perspektive des Ausgangs aus

⁶Kulig, Wolfram (2010). Soziologische Anmerkungen zum Inklusionsbegriff in der Heil- und Sonderpädagogik. In: Theunissen, Georg; Schirbort, Kerstin: Inklusion von Menschen mit geistiger Behinderung. Zeitgemäße Wohnformen, soziale Netze, Unterstützungsangebote. 2. Aufl. Stuttgart: Kohlhammer (Heil- und Sonderpädagogik), S. 49–59. Hier: S. 51.

der räumlichen wie sozialen Isolation der klassischen „Behindertenwerkstätten“⁷ und der mit ihnen einhergehenden expertokratischen Bevormundung durch Akteur*innen sozialer Arbeit zugunsten einer eigenständigen Wahl zwischen Sondereinrichtung und Normalarbeitsverhältnis.

Neben der Stärkung ihres Wunsch- und Wahlrechts bieten die erweiterten Beschäftigungsmöglichkeiten Menschen mit Behinderung die Chance auf mehr soziale Anerkennung durch Angehörige der nichtbehinderten Dominanzkultur. Wenngleich Lohnarbeit aufgrund von Wertewandel und allgemeiner Wohlstandsentwicklung zumindest subjektiv für viele Menschen an identitärer Bedeutung verloren zu haben scheint, bleibt sie in kapitalistisch strukturierten Gesellschaften das zentrale Moment der Lebensgestaltung und Identitätsentwicklung: „Je knapper Arbeit wird, umso bedeutsamer wird die individuelle Partizipation an der Arbeitsgesellschaft für die persönliche Statusdefinition und das Gefühl, nicht zu dem exkludierten Drittel der Arbeitsmarktverlierer zu gehören“⁸. Durch die Teilnahme am Produktionsprozess und der damit verbundenen Demonstration von Leistungsbereitschaft und Leistungsfähigkeit können defizitorientierte Fremdwahrnehmungen abgebaut und das Risiko sozialer Isolation reduziert werden.

Inklusion als neoliberale Erscheinungsform?

Dennoch scheint eine kritische Auseinandersetzung mit der vorherrschenden Inklusionspraxis unerlässlich. Eine einseitige Fokussierung auf die vordergründig positiven Aspekte der Verwirklichung eines „Rechts auf Arbeit“ verkennt die Kehrseite dieser dialektischen Entwicklung und damit ihre Funktion bezüglich der

⁷Anknüpfend an Wolfgang Becker (Becker, Wolfgang (1988). Der Schein von Freiheit. Rehabilitation geistig und seelisch Behinderter durch Arbeit. Hamburg: EB-Verl. Rissen (Beiträge zur sozialen Entwicklung des Gesundheitswesens, 2.)) lassen sich auch die heutigen Werkstätten für Menschen mit Behinderung (WfbM) aufgrund ihrer Tendenz zur sozialen Ausgrenzung in die Tradition „totaler Institutionen“ (Goffman, Erwin (1973). Asyl. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen. Frankfurt: Suhrkamp.) stellen: Der Großteil der Werkstätten ist noch immer am Stadtrand und somit weitab von der Lebens- und Arbeitswelt der „Normalbevölkerung“ angesiedelt. Aufgrund fester Gruppenstrukturen und begrenzter Arbeitsmöglichkeiten wird das Verhalten der Betroffenen auf Anpassung ausgerichtet: Abweichungen wie z.B. die Verweigerung der Arbeitsleistung werden zwangsläufig problematisiert oder gar sanktioniert, wobei die Deutungsmacht bezüglich des Arbeitsverhaltens behinderter Menschen nicht bei den Betroffenen selbst, sondern auf Seiten des Fachpersonals liegt.

⁸Bieker, Rudolf (2005). Individuelle Funktionen und Potentiale der Arbeitsintegration. In: Bieker, Rudolf: Teilhabe am Arbeitsleben. Wege der beruflichen Integration von Menschen mit Behinderung. Stuttgart: Kohlhammer, S. 12–24. Hier S. 14.

Reproduktion kapitalistischer Herrschaftsverhältnisse. Vielmehr gilt es, die notwendige Eingebundenheit inklusiver Bemühungen in die bestehende ökonomische Ordnung und deren Herrschaftsstrukturen zu thematisieren. Vor dem Hintergrund einer Wirtschaftsordnung, die von Individualisierung, Flexibilisierung und Eigenverantwortlichkeit geprägt ist, erscheinen pädagogische und sozialstaatliche Anstrengungen zur Umsetzung der Inklusionsforderungen weniger als emanzipatorische Hilfskonzepte, denn als Mittel zur Unterwerfung behinderter Menschen unter die aktuelle Form kapitalistischer Verwertungszwänge.

Die Internalisierung von Arbeitsnormen

Mit dem sich Anfang der 1970er Jahre anbahnenden Übergang vom Fordismus zum Postfordismus und den damit verbundenen Modernisierungs-, Pluralisierungs- und Individualisierungstendenzen ging ein zunehmender Bedeutungsverlust menschlicher Arbeitskraft einher. Das fordistische Normalarbeitsverhältnis, welches sich zumindest noch durch das Merkmal der Unbefristetheit auszeichnete, wurde durch neue Beschäftigungsformen wie z.B. Leih- und Teilzeitarbeit, Minijobs, Projektarbeit und befristete Beschäftigung ersetzt⁹. In Bezug auf die staatliche Sozialpolitik lässt sich vom Prozess einer umfassenden Neoliberalisierung sprechen, der von den Schlüsselbegriffen Deregulierung, Liberalisierung und Flexibilisierung geprägt ist. Die Verantwortung für den Erfolg am Arbeitsmarkt wird gänzlich dem Individuum auferlegt, was gleichzeitig eine verschärfte Internalisierung der Erwerbsarbeitsnorm mit sich bringt: „Das traditionell verankerte Prinzip der Beruflichkeit sowie der individuelle Wunsch nach einer kontinuierlichen und (möglichst) sinnstiftenden Erwerbsarbeit sollen zugunsten einer schlichten, arbeitsethischen Zuspitzung der Erwerbsarbeitsnorm aufgegeben werden, nach der jedwede Beschäftigung besser zu sein hat als eine Abhängigkeit von staatlichen Transferleistungen“.¹⁰

Durch das neoliberale Modell des „aktivierenden Wohlfahrtsstaates“ sieht sich auch die Soziale Arbeit mit grundlegenden Transformationsanforderungen konfrontiert.

⁹vgl. Gröschke, Dieter (2011). Arbeit, Behinderung, Teilhabe. Anthropologische, ethische und gesellschaftliche Bezüge. Bad Heilbrunn: Klinkhardt, S. 47.

¹⁰Englert, Kathrin; Grimm, Nathalie; Sondermann, Ariadne (2012): Die zentrale Bedeutung von Erwerbsarbeit als Hindernis für alternative Formen der Vergemeinschaftung. In: Widersprüche. Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs- Gesundheits- und Sozialbereich. Heft 124, S. 11-25. Hier: S. 12.

Mit dem sozialpädagogischen Leitprinzip der Aktivierung der Bürger*innen wird nicht nur der staatlichen Einsparungspolitik zu Beginn des 21. Jahrhunderts¹¹, sondern auch dem spätkapitalistischen Zeitgeist von Eigenverantwortung und autonomem Problemmanagement, der den Betroffenen selbst die Schuld für ihre soziale Lage zuschreibt, entsprochen. Soziale Arbeit soll demnach einerseits Angebote schaffen („fördern“), gleichzeitig aber auch deren Annahme überwachen („fordern“): „Wenn der Spruch 'jeder ist seines Glückes Schmied' [...] Akzeptanz findet, dann auch der, dass man manche, 'zu ihrem Glück zwingen' muss“.¹² Im Gegensatz zur Sozialen Arbeit des Fordismus muss die heutige Sozialpädagogik die Menschen nun nicht mehr an den verbindlichen Maßstab eines Normalarbeitsverhältnisses bzw. einer Normalbiographie anpassen, sondern ist vielmehr dazu aufgefordert, die heterogenen Berufs- und Lebenswünsche so zu organisieren, dass sie, egal in welcher Form, zum Funktionieren des wirtschaftlichen Gesamtsystems beitragen.¹³ Welche Konsequenzen lassen sich nun aus den aufgezeigten sozio-ökonomischen Entwicklungen in Bezug auf die Inklusionsdebatte erkennen?

Behindertenpolitik als Arbeitsmarktpolitik

Mit dem Rückzug des Sozialstaates und dem Abbau von Sozialhilfeleistungen zugunsten von Deregulierung und Liberalisierung wird auch die staatliche Behindertenpolitik zunehmend auf Aktivierung und Eigenverantwortung ausgerichtet: „Behindertenpolitik gerät in das Fahrwasser einer 'aktivierenden' Sozialpolitik, die alle 'in Arbeit' bringen will und die mit ihren Instrumenten mehr auf 'Fordern' als auf 'Fördern' setzt. 'Integration' und 'Inklusion' bedeuten dann Einbeziehung eines jeden/einer jeden in irgendeine Form von Lohnarbeit im Rahmen einer Lohnarbeitsgesellschaft.“¹⁴ Eine defizitorientierte, medizinisch-

¹¹In Deutschland ist es die rot-grüne Bundesregierung unter Gerhard Schröder, die durch ihre umfassende Arbeitsmarkt- und Sozialreform (Stichwort: Agenda 2010) den Weg zur weiteren Umbau des Sozialstaates beschreitet und damit letztlich liberal-konservative Ideen kreativ fortentwickelt.

¹²Knopp, Reinhold (2007). Position und Perspektive kritischer Sozialer Arbeit. In: Knopp, Reinhold; Münch, Thomas: Zurück zur Armutspolizey? Soziale Arbeit zwischen Hilfe und Kontrolle. Berlin: Frank & Timme (Transfer aus den Sozial- und Kulturwissenschaften, Band 5), S. 33–53. Hier S. 35.

¹³vgl. Kunstreich, Timm (2001). Grundkurs Soziale Arbeit Band II. Blicke auf die Jahre 1955, 1970 und 1995 sowie ein Rückblick auf die Soziale Arbeit in der DDR. 2. Aufl. Bielefeld: Kleine (Impulse - Werkstatt Fachhochschule, 7), S. 405

¹⁴vgl. Gröschke 2011, S. 50

individualistische Sichtweise auf Behinderung, die einer Gruppe potenzieller Lohnarbeiter*innen aufgrund ihrer Abweichung von gesellschaftlichen Normvorstellungen die Fähigkeit zur Teilnahme am Arbeitsmarkt verwehrt und damit zum „Brachliegen“ nutzbaren Humankapitals führt, erscheint in der postfordistischen Bundesrepublik nicht mehr zeitgemäß. Die Betroffenen sollen vielmehr selbstbestimmt auswählen dürfen, unter welchen Bedingungen und auf welchem Arbeitsmarkt die Ausbeutung ihrer Arbeitskraft von statten gehen soll. Aus dieser Perspektive erscheinen auch der vielfach gefeierte Paradigmenwechsel im Umgang mit Menschen mit Behinderung, sowie die daran anschließenden Förderprogramme und Qualifizierungsmaßnahmen primär als sozialpolitische Maßnahmen deutscher Standortsicherung vor dem Hintergrund rückläufiger Erwerbsarbeitszahlen und demographischer Entwicklungen.

Nicht die Interessen der Betroffenen sondern die Angst vor zukünftigem Arbeitskräftemangel und das langfristige Ziel einer Entlastung der Sozialhilfeträger bilden den Ausgangspunkt inklusiver Behindertenpolitik. So wird bereits im Nationalen Aktionsplan der Bundesregierung zur Umsetzung der UN-Behindertenrechtskonvention auf die Notwendigkeit einer „Beschäftigungsoffensive für Menschen mit Behinderung“ verwiesen. Ziel dieser Kampagne (zu deren Verwirklichung bereits erhebliche finanzielle Mittel aus dem Ausgleichsfonds für die berufliche Qualifizierung und Wiedereingliederung behinderter Menschen zur Verfügung gestellt wurden) ist es, den perspektivisch steigenden Bedarf nach gut qualifizierten und ausgebildeten Arbeitskräften durch die Aktivierung des „inländischen Fachkräftepotenzials“ – zu welchem eben auch Menschen mit Behinderung zählen – zu kompensieren.¹⁶

Daneben ergibt sich ein weiteres Problem: Wenngleich gegenwärtig die durchaus problematische räumliche Trennung der Arbeitswelten behinderter und nichtbehinderter Menschen durch zahlreiche inklusive Modellprojekte bereits beseitigt wird, so geschieht dies nicht ohne neue Ausgrenzungsmechanismen zu produzieren. Zwar scheint durch den Leitgedanken einer inklusiven (Arbeits-)Gesellschaft für alle die Kategorie „Behinderung“ als zentrales Ausschlusskriterium in den Hintergrund zu treten. Gleichzeitig tritt aber mit dem Prinzip der Leistungsfähigkeit des Einzelnen ein neues hegemoniales Selektionskriterium zu

¹⁶vgl. Bundesministerium für Arbeit und Soziales (2011). Unser Weg in eine inklusive Gesellschaft. Der Nationale Aktionsplan der Bundesregierung zur Umsetzung der UN-Behindertenrechtskonvention. S.38f

Tage¹⁷. Menschen mit Behinderung werden als Arbeitskräfte auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt akzeptiert, sofern sich für die Unternehmen keine ökonomischen Nachteile ergeben. Mögen sie auch nicht ganz so leistungsfähig sein wie ihre nichtbehinderten Arbeitsplatzkonkurrent*innen so sind sie doch entsprechend kostengünstiger, motivierter, leistungsbereiter, „dankbarer“ und lassen sich hervorragend zur Aufwertung des betrieblichen Images heranziehen – und dies natürlich alles nur im Sinne der Verwirklichung von Inklusion und zur Wahrung der Menschenrechte.

Was bleibt?! - Plädoyer für eine kritische Skepsis gegenüber dem inklusiven Glücksversprechen

Das dialektische Verhältnis von Unterwerfung und Befreiung, durchzieht alle Versuche der praktischen Umsetzung des Inklusionsgedankens im Bestehenden zwangsläufig; auch und vor allem im Bereich der beruflichen Teilhabe. Dabei entspricht Inklusion – ungeachtet ihres emanzipatorischen Anspruches der Veränderung gesellschaftlicher Dominanzstrukturen – dem neoliberalen Zeitgeist der spätkapitalistischen Gesellschaft und trägt somit zur Reproduktion ökonomischer Ungleichheitsverhältnisse bei.

Unter dem Versuch seiner gesellschaftlichen Verwirklichung wird das Ideal zwangsläufig zur Ideologie, indem es den Anschein erweckt, bereits realisiert, bzw. realisierbar zu sein.¹⁸ Nur eine kritisch-materialistisch ausgerichtete Behindertenhilfe böte folglich das Potenzial, Inklusion eben nicht mehr nur als positives Ideal eines zu verwirklichenden Endziels, sondern primär als ideologischen Begriff aufzufassen, dessen Sinngehalt es stets neu in seinem jeweiligen Bedeutungszusammenhang zu erfragen gilt.

¹⁷Die Zentrierung auf Leistungsfähigkeit lässt sich exemplarisch an § 136, Abs. 2 SGB IX verdeutlichen: Hier wird der Universalitätsanspruch auf berufliche Teilhabe in der WfbM – und dies „unabhängig von Art oder Schwere der Behinderung“ (ebd.) - zugunsten der Fähigkeit zur Erbringung eines „Mindestmaß[es] wirtschaftlich verwertbarer Arbeitsleistung“ (ebd.) eingeschränkt.

¹⁸ vgl. Adorno, Theodor W. (1972). Beitrag zur Ideologienlehre. In Theodor Wiesengrund Adorno; Gesammelte Schriften Band 8 – Soziologische Schriften I. 1. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 457-478. Hier: S. 472f.

DIE ARCHITEKTUR EINER BARRIERE VON FLORIAN WACHTER

„Niemand darf wegen seiner Behinderung benachteiligt werden.“

(Artikel 3 Absatz 3 Satz 2)¹⁴

„Die Krankheit unserer heutigen Städte und Siedlungen ist das traurige Resultat unseres Versagens, menschliche Grundbedürfnisse über wirtschaftliche und industrielle Forderungen zu stellen.“¹⁵ schrieb Walter Gropius, ein deutscher Architekt und Gründer des Bauhauses, bereits 1956. Gropius vertrat die anthropologischen Ansichten Maria Montessoris und versuchte schon in frühen Jahren seiner Lehrtätigkeit, die Bedürfnisse aller Menschen in den Mittelpunkt zu stellen. Architektur ist, Mensch und Tier einen Raum zu geben. Räume sind Orte der Zusammenkunft und entfalten sich nur, wenn alle diese auf gleiche Art und Weise benutzen können. Bis zum heutigen Tage gelingt dies nur schleppend oder gar nicht. Der Fokus der EntwerferInnen liegt auf Design, nicht auf Funktion. Die Problematik einer Barriere ist bekannt. Die Ambition barrierefrei zu entwerfen, zu planen und zu bauen ist gering, denn es ist mühselig, da hier viele Randbedingungen den Fluss des Entwurfes einschränken und stilistische Elemente zumindest teilweise unmöglich machen. Es wird die Ästhetik der Architektur über die Funktionalität eines Gebäudes gestellt. Viele Entwürfe beschäftigen sich angestrengt damit, die Ecken, Kanten und Treppen, die den Entwurf ästhetisch machen, mit versteckten Rampen und Aufzügen zu umgehen und vergessen hierbei, dass dies keine Lösungen im Sinne der Barrierefreiheit sind. In dem Moment, in welchem es zu einer Sonderlösung für Menschen mit Behinderung kommt, ist eine weitere Barriere geschaffen.

Das moderne Bauen ist geprägt von der Unzufriedenheit der NutzerInnen und dem Unvermögen der PlanerInnen eben jene zufrieden zu stellen. Dem Bau ist die Kunst

¹⁴Angefügt mit Wirkung zum 27.10.1994 (BGBl. I S. 111).

¹⁵*Totale Architektur. In: Walter Gropius: Architektur - Wege zu einer optischen Kultur. Fischer Bücherei Frankfurt/Main 1956. S. 129 f.*

entrissen und jedes Gebäude, jeder Treppenanlage jeder Park darf nur noch funktionieren oder schön sein. Funktion und Schönheit zu vereinen, beherrschen nur die wenigsten ArchitektInnen. Dies ist kaum machbar, wenn man immer zur Wirtschaftlichkeit angehalten ist. Sämtliche Bauaufträge definieren sich über den Kostenrahmen. Egal ob öffentlicher oder privater Bau, irgendwo im Prozess der Baubeschreibung werden Gesamtkosten beziffert. Die Funktion der Immobilie als Geldanlage zerstört hier die Eigenschaft des Gebäudes als Ort der Nutzung und schließt bereits in den ersten konzeptionellen Strichen eines Entwurfs Individuen aus, da ein barrierefreier Ausbau mit Mehrkosten und Mehraufwand verbunden ist. Unterschätzt wird hierbei jedoch die Möglichkeit der Wertsteigerung durch ein maximales Nutzbarmachen der Anlage. Mauern können Schutz bieten oder andere ausschließen. Um nicht die Falschen auszuschließen, kam es in der Vergangenheit zu einer starken Reglementierung des Bauwesens und besonders des barrierefreien Bauens. In jüngster Vergangenheit wurde die einschlägige Norm zur Barrierefreiheit überarbeitet und an die europäische Norm angeglichen¹⁶. DIN-Normen sind zunächst, ebenso wie Richtlinien und Empfehlungen, rechtlich nicht bindend. Hierfür bedarf es der Umsetzung in Gesetze und Verordnungen.

NORMIERUNG DER BARRIEREFREIHEIT

Aufgrund kleiner Unterschiede zwischen den verschiedenen deutschen Landesgesetzgebungen, werden im Folgenden die einschlägigen Regelungen des Freistaates Bayern beleuchtet. Die Bayerische Bauordnung verankert die Barrierefreiheit von Gebäuden im Artikel 48 und fordert hierbei für jedes Gebäude mit mehr als zwei Wohneinheiten mindestens ein Geschoss barrierefrei herzustellen (vgl. Art. 48 Abs. 1 BayBO). Mit einem Anstieg der Anzahl der Wohneinheiten werden auch die Anforderungen an die Barrierefreiheit höher. Im zweiten Absatz werden die Forderungen an öffentlich zugängliche bauliche Anlagen gestellt, also zum Beispiel Universitäten, Museen und Schulen. Hier besteht die klare Forderung nach einer barrierefreien Benutzung ohne fremde Hilfe und in der allgemein

¹⁶DIN EN 18040:03-2014, Barrierefreies Bauen.

üblichen Art.¹⁷ Die Regelungen der Bayerischen Bauordnung verpflichten des Weiteren zur Anwendung der eingeführten Technischen Baubestimmungen, wodurch DIN-Normen verpflichtend für jeden anzuwenden sind.

Bei der DIN 18040 – „Barrierefreies Bauen“, handelt es sich um eine seit Januar 2014 in allen Teilen eingeführte Technische Baubestimmung¹⁸. Das heißt jedes Gebäude, das seit Januar 2014 gebaut, umgebaut oder in seiner Nutzung verändert wurde, muss den Forderungen der Barrierefreiheits-DIN entsprechen. Die Norm ist in drei Teile unterteilt.

18040-1 regelt die technischen Anforderungen an öffentlich zugängliche Gebäude. Diese müssen in allen Bereichen, welche öffentlich zu erreichen sind und dem BesucherInnen- und BenutzerInnenverkehr dienen, barrierefrei sein. Im Normtext besonders hervorgehoben sind Kultur- und Bildungsstätten, Einrichtungen für Sport und Freizeit, Gebäude des Gesundheitswesens, Büros, Verwaltungen und Gerichte, Verkaufs-, Gast- und Beherbergungsstätten sowie öffentliche Stellplätze, Garagen und Toiletten.

18040-2 widmet sich dem privaten Wohnraum. Diese Regelungen decken sich mit den Vorgaben der Bayerischen Bauordnung und vertiefen diese. So müssen in barrierefreien Wohnungen alle Wohn- und Schlafräume, eine Toilette, ein Bad sowie die Küche ohne Einschränkung nutzbar sein. Ein besonderes Augenmerk liegt hierbei auf Sanitätsräumen. Exemplarisch ist geregelt, dass Türen aus behindertengerechten Räumen immer nach außen aufschlagen müssen, was ein Versperren der Tür durch einen Körper verhindern soll; weiterhin die Festlegungen an Bewegungsflächen von RollstuhlfahrerInnen, die im öffentlichen Raum immer 1,5 x 1,5 Metern und in Wohnungen immer 1,2 x 1,2 Metern entsprechen müssen.

¹⁷Art. 48 Bayerische Bauordnung – Abschnitt VII – Nutzungsbedingte Anforderungen – idF der Bekanntmachung vom 14. August 2007 (GVBl S. 588), zuletzt geändert durch §1 Gesetz zur Änderung der Bayerischen BauO, des BaukammerG und des DenkmalschutzG vom 27. Juli 2009 (GVBl S. 385).

¹⁸nullbarriere.de, Muster-Liste der Technischen Baubestimmungen 2014, <http://nullbarriere.de/technische-baubestimmungen-liste.htm> (zuletzt geprüft am 24.04.2015).

18040-3 betrachtet den öffentlichen Raum, in dem sich jeder bewegen kann. Neben Verkehrsflächen werden hier auch Park- und Naturanlagen betrachtet, deren Benutzung für jeden uneingeschränkt gegeben sein muss. Dies soll durch bestimmte Bodenbeläge, Leitsystem, Übergangshilfen und nicht zuletzt durch entsprechenden Platzbedarf erreicht werden. Der Aufnahme dieses Normteils in die Technischen Baubestimmungen geschuldet, entstehen gerade die ersten barrierefreien Wanderwege im Staatsforst unter der Verwaltung des Freistaates Bayern.

Die Anwendung dieser technischen Regeln ist immer verpflichtend, solange eine Anlage nicht vom Bestandsschutz betroffen ist. Dieser besteht immer so lange, bis es zu einer baulichen Änderung kommt, die einer Baugenehmigung bedarf. Eine solche ist nötig, wenn es zu einer genehmigungspflichtigen baulichen Änderung oder einer Nutzungsänderung einer baulichen Anlage kommt.¹⁹ Für die Prüfung von Bauanträgen gibt es zwei Verfahrensarten. Im vereinfachten Verfahren, entsprechend Art. 59 BayBO wird hier nur die Übereinstimmung mit den Regelungen über die Zulässigkeit eines Bauvorhabens in den § 29 bis 38 des BauGB (z.B. Erschließung, Abstandsflächen). Im regulären Verfahren, entsprechend Art. 60 BayBO werden hierbei alle Anforderungen wie im vereinfachten Verfahren geprüft und zusätzlich alle einschlägigen öffentlich-rechtlichen Anforderungen an das Bauvorhaben (z.B. die Barrierefreiheit). Egal ob ein vereinfachtes oder ein reguläres Genehmigungsverfahren durchgeführt wird, dürfen öffentlich-rechtliche Belange dadurch nicht verletzt werden. Die Barrierefreiheit ist ein öffentliches Anliegen, welches rechtlich ausgestaltet ist.

BARRIEREFREIHEIT KONTRA DENKMALSCHUTZ

Selbst solch klar geregelte Verhältnisse stoßen an ihre Grenzen, wenn wir uns im Bereich des Baudenkmals bewegen. Baudenkmäler sind per Definition in ihrer Erscheinung erhaltenswert, wenn ihre „geschichtliche, künstlerische, städtebauliche, wissenschaftliche oder volkskundliche Bedeutung im Interesse der Allgemeinheit

¹⁹Art. 55 Bayerische Bauordnung – Abschnitt II – Genehmigungspflicht, Genehmigungsfreiheit – idF der Bekanntmachung vom 14. August 2007 (GVBl S. 588), zuletzt geändert durch §1 Gesetz zur Änderung der Bayerischen BauO, des BaukammerG und des DenkmalschutzG vom 27. Juli 2009 (GVBl S. 385).

liegt“²⁰. Eine solche bauliche Anlage frei von Barrieren zu machen, ist stets ein massiver Eingriff in die Bausubstanz. Rampen, Handläufe und Leitsysteme müssen erstellt werden. Die Beleuchtung muss entsprechend hell sein. Die Zugänglichkeit und Bedienung muss für jeden gesichert sein. Soll ein Baudenkmal ohne eine einzige Barriere sein, so wird es entfremdet. Doch es darf nicht sein, dass Menschen mit Einschränkungen von der Erfahrung eines solchen Denkmals ausgeschlossen werden? Der Wert eines Menschen ist nicht mit dem Wert eines Gebäudes aufzurechnen, selbst wenn dieses noch so historisch wertvoll ist. Ein konsequenter Abriss aller historischen Gebäude wäre eine denkbare Folge, was freilich auch kein erstrebenswerter Ansatz ist. Somit liegt es an den PlanerInnen und den BesitzerInnen, hier Lösungen zu gestalten.

Die aus dem Besitz resultierende moralische Pflicht ist es, diese Hürden einzureißen. Die kulturelle Pflicht der PlanerInnen ist es, einerseits das historische Zeugnis zu erhalten und gleichzeitig, soweit dies baulich möglich ist, Barrierefreiheit herzustellen. Beim Denkmal ist es legitim Sonderlösungen anzusetzen. So kann eine Abweichung vom Grundsatz, dass eine bauliche Anlage in gleicher Weise von Menschen mit Behinderungen genutzt werden muss, durchaus Sinn machen. Wird der Charakter eines historischen Gebäudes durch eine solche Lösung stark verfremdet, hebt die Einschränkung und die Umstände, die nötig sind diese zu beseitigen, die Behinderung noch deutlicher in das Bewusstsein der NutzerInnen. Bei einer dezenten Lösung wird dies vermieden; die Behinderung wird nicht auf unangenehme Weise in den Vordergrund gerückt und die historische Bedeutung des Gebäudes nicht zerstört. An allen Seiten wird gewonnen, wenn man hierfür ein Bewusstsein schafft und mit Bedacht abwägt.

Die Verantwortung, diese Ideen zu entwickeln und umzusetzen liegt bei den ArchitektInnen. Die Offenheit für neue Ansätze liegt bei jedem Menschen. Manchmal müssen, besonders in der Architektur, Varianten geprüft werden und Experimente stattfinden. Das Risiko, zu einer Lösung zu kommen, die nicht ausreichend ist, besteht. Ein Perspektivenwechsel erscheint vielleicht herausfordern, aber lohnt sicher. Zumal Betroffene in den Prozess einbezogen werden können.

²⁰Art. 1 Gesetz zum Schutz und zur Pflege der Denkmäler (Denkmalschutzgesetz – DSchG) – idF der Bekanntmachung vom 14. August 2007 (GVBl S. 588), zuletzt geändert durch §3 Gesetz zur Änderung der Bayerischen BauO, des BaukammerG und des DenkmalschutzG vom 27. Juli 2009 (GVBl S. 385).

PlanerInnen scheitern schon an der Definition von Barriere. Für ArchitektInnen, per se Bildermenschen, erscheint sofort eine Treppe vor dem inneren Auge. Tatsächlich ist die Treppe der häufigste und Urtyp der Barriere. Sowohl der physisch, also auch der psychisch Beeinträchtigte hat an der Überwindung eines Stiegenhauses eine Herausforderung vor sich, wenn es ihm oder ihr nicht sogar gänzlich unmöglich ist. Eine Treppe zu erklimmen, bedarf nicht nur der generellen Fähigkeit, sondern auch der motorischen Koordination und der nötigen Wahrnehmung um Gefahren und Höhenunterschiede abzuschätzen und zu erkennen. Treppen schließen Menschen in Gebäuden am häufigsten aus, sind jedoch unerlässlich für die Funktion einer vertikalen Erschließung. Auch wenn ab einer gewissen Stockwerkszahl die Treppe in den Hintergrund rückt und der Aufzug, in seiner Erscheinung meist frei von Barrieren, diese ersetzt, so ist die parallele Bedienung der Gebäudes über Treppenträume für die Personenrettung im Brandfall unerlässlich. Architekturgeschichtlich ist die Treppe bereits im Neolithikum nachgewiesen. Seit der Mensch versucht Höhenunterschiede zu überwinden baut er Treppen. Der theoretische Auftrag an die Architektur der Gegenwart ist es parallele, gleichwertige Methoden der Höhererschließung zu erforschen und umzusetzen. Doch abgesehen vom klassischen Barriere-Bild der Treppe, bringen Gebäude weit mehr Hindernisse hervor, die es gilt zu beseitigen oder zumindest passierbar zu machen. So sollte jedes Gebäude, welches ein Leitsystem nutzt, dieses auch für Menschen mit Sehbehinderung zur Verfügung stellen. Grundrisse müssen für jeden so selbsterklärend sein, dass sich sowohl Kinder also auch Erwachsene zu jeder Zeit von jeder Stelle in einem Gebäude orientieren können. Räume müssen ausreichend belichtet sein, um Gefahrstellen sichtbar zu machen. Jedes Gebäude bedarf einer individuellen Lösung, um die Benutzung gefahrlos zu ermöglichen.

Dies muss sich bereits im ersten Entwurf, in der ersten Kostenschätzung niederschlagen. Es muss bei PlanerInnen, NutzerInnen und BauherrInnen ein Bewusstsein für Barrieren erwachsen sowie der Wille diese zu vermeiden. Eine Kombination aus Nutzen, Wirtschaftlichkeit und Ästhetik ist für jedes Gebäude und jede bauliche Anlage möglich.

HANDICAP.EXE

Der Artikel erschien zuerst auf dem Blog videogametourism.at unter der Rubrik "Games that never were", in der Spiele vorgestellt werden, die es nie gegeben hat und wohl auch nie geben wird.

Wann es genau begann, weiß man nicht. Von wem das alles ausging, ist ebenfalls ungewiss. Viele vermuten, dass eine Racheaktion außer Kontrolle geraten war. Vielleicht hatte ein besonders unausstehlicher Gamer in einem Multiplayer-Spiel sein Gegenüber einmal zu oft beleidigt und damit bei diesem - technisch sehr versierten Menschen - das Fass zum Überlaufen gebracht. Andere wiederum glaubten, dass der Hack als Kunst zu verstehen sei. Eine Übersetzung des subversiven Vandalismus der Streetart ins Digitale. Der Rest war überzeugt, dass allem nichts wirklich Bedeutendes vorangegangen war, sondern dass es nur ein Beweis der Machbarkeit irgendeines Codemonkeys war.

Da der „irre Game-Virus“ (Bild) allerdings keinesfalls blind zerstörte und stattdessen in das Gameplay beinahe jedes erhältlichen Spiels eingriff, war man sich immerhin einig, dass ein Ziel hinter allem steckte. Irgendjemand wollte irgendetwas zeigen, so viel war sicher. Die Bewertung der Mittel entfachte weitere Kontroversen. Durfte ein Videospiele, also auf gewisse Weise ein Kunstwerk, einfach so verändert werden, noch dazu ohne Zustimmung der Urheber geschweige denn der Besitzer der Kopien? Die Modding-Szene meinte „Ja, aber ...“. Sie war dankbar für die Inspiration zu einer Unzahl von ähnlichen Erweiterungen, lehnten es jedoch ab, die Programme illegal und ohne das Wissen der User auf deren Geräten zu installieren. Für einige Aktivisten war allerdings gerade dieser Punkt der entscheidende, denn so wurden

wirklich alle erreicht, nicht nur diejenigen, die sich mit dem Problem auch auseinandersetzen wollten und eh schon total aufgeklärt und reflektiert waren, oder sich zumindest dafür hielten. Einige Interessensvertretungen von Menschen mit Behinderung wiesen darauf hin, dass der Hack keinen Unterschied zwischen den Spielern mache und so nur zusätzliche Zugänglichkeitshürden entstünden. Andere aber beharrten darauf, dass der positive Effekt, durch die modifizierten Spiele eine neue Art von Verständnis zu schaffen, überwiege. Und tatsächlich begann langsam ein Umdenken.

Der von der Fachpresse „Ableism“ getaufte Trojaner bildete Behinderungen nach, indem er Computer- und Konsolenspiele veränderte. Plattformübergreifend, überall. Nur die Stärke der Modifikation war sehr unterschiedlich, weil dem Zufall unterworfen, weshalb das Programm am Anfang auch kaum bemerkt wurde. Eine etwas langsamere Reaktionszeit war man schließlich gewohnt, der übliche Lag, weil ein Server mit seinen Berechnungen nicht hinterher kam. Manchmal war auch nur die Spielfigur etwas früher erschöpft oder konnte weniger Gegenstände im Inventar tragen. Einzelne Hürden wurden erst schwieriger, dann nur mit Hilfe überwindbar. Auch Einschränkungen der Wahrnehmung wurden zunächst für schlampige Programmierung oder zu hohe Systemanforderungen gehalten. Als etwa die unscharfen Bilder häufiger auftraten, gingen manche Gamer zu ihren Augenärzten, die freilich nichts feststellen konnten und ratlos Empfehlungen über die Entfernung zum Bildschirm aussprachen. Die Community-Manager der großen Publisher wurden überschwemmt mit Bugreports, dass die Lautstärke sich nicht mehr richtig regeln lasse. Die Dialoge hoben sich auf einmal nicht mehr von Hintergrundgeräuschen ab, zum Teil wurde alles zu unerträglichem Lärm.

Langsam dämmerte es den Herstellern, dass es nicht daran lag, dass sie ihre Spiele nicht ordentlich getestet hatten. Als „Ableism“ schließlich in die Steuerung der Grob- und Feinmotorik direkt eingriff und selbst schnelle Ego-Shooter bei einigen Spielern nur noch mit an „QWOP“ erinnernder Tastaturakrobatik zu steuern waren, war die Manipulation offensichtlich.

Der Virus bildete auch kognitive Behinderungen auf unterschiedliche Arten ab. Da der geheime Entwickler ganz richtig als Spieler der Triple-A-Games überwiegend

Menschen vermutete, die bereits Reden und Schreiben gelernt hatten und sich in den Spielen allgemein schnell zurechtfinden, verwirrte sein Code die bekannte Sprache. Spielmenüs, Missionsanweisungen und Dialoge wurden unnötig kompliziert. Teils waren sie völlig unverständlich, mit mysteriösen Symbolen geschrieben; teils glotzten NPCs die Spieler fragend und mitleidig an, wenn diese beim äußerst schwierigen Minigame „Bilde einen Satz“ versagten und nur „Da, haben!“ herausbrachten, um den Wunsch nach einem magischen Schwert zu äußern. Wenn sie die Behinderung bemerkten, erteilten manche Questgeber den Spielern auch keine Aufgaben mehr, die in epische Abenteuer mündeten, sondern versuchten sie möglichst von den Gefahren der Spielwelt abzuschotten. Andere betrogen sie um das Geld, das zu zählen ebenfalls sehr anstrengend werden konnte, oder drehten sich angewidert weg. Die Orientierung wurde erschwert, weil manche Orte einfach nicht mehr gleich aussahen, wenn man ihnen ein zweites Mal begegnete und erst nach unzähligen Einüben der Wege diese sich nicht mehr veränderten. Überhaupt bedurften vorher selbstverständliche Dinge, die einst nur einen Knopfdruck entfernt waren, sorgfältiger und ständiger Übung - oder Hilfe.

Die Gamer waren zunächst empört über die Eingriffe. Der Bildschirm, der ein paar Frames mehr pro Sekunde darstellen konnte, die verstellbare Pro-Gaming-Maus mit 23 frei belegbaren Tasten, jedes teure Stück Equipment - es hatte seinen Glanz verloren, weil jeder vermeintliche technische Vorteil den Mitspielern gegenüber durch „Ableism“ sofort wieder zunichte gemacht werden konnte. Einer Laune der Natur unterworfen zu sein, einem verborgenen Algorithmus, der einem unterschiedliche Schwierigkeitsgrade aufzwang und so die nach wie vor gleichen Spielregeln plötzlich unспортlich wirken ließ: Es war einfach nicht fair! Am Tweet: „Oculus Rift zu Weihnachten - und dann macht dich der Scheißtrojaner zum Krüppel ;(#fml #ableism“, entzündete sich ein kleiner Shitstorm; „Classism“ tauchte als Variante des Trojaners auf, die nur auf besonders teuren Konsolen und PCs aktiv wurde. Nach und nach entwickelte sich nichtsdestotrotz eine Szene, die die neue Herausforderung schätzte. Andere empfanden es als Befreiung, dass der Wettbewerbsgedanke beim Spielen mangels vergleichbarer Ausgangspositionen etwas unwichtiger wurde und auch das beliebte Erzählmuster der Machtfantasie seinen Reiz verloren hatte.

Spieleschmieden und Antiviren-Spezialisten konnten der Sache nie ganz Herr werden, denn sobald die eine Lücke geschlossen war, taten sich mehrere neue auf. Sie gingen darum langsam dazu über, gegen die Effekte von „Ableism“ Lösungen zu entwickeln. Das Anleitungsbuch feierte ein Revival, jetzt mit einer Vielzahl an Versionen, gedruckt, in einfacher Sprache mit großen Bildern, Brailleschrift oder auch als Hörversion. Offene Standards setzten sich durch, beispielsweise für Untertitel, aber auch für die sehr individuelle Regelung des Schwierigkeitsgrades. Cheats waren unter bestimmten Voraussetzungen nicht mehr verpönt und waren immer öfter in den Einstellungen auswählbar. Unzählige Tools erschienen, die nicht nur das Spielen, sondern das Arbeiten am PC allgemein erleichterten. Die Hardware-Hersteller, die sich zuvor auf einkommensstarke Pro-Gamer spezialisiert hatten, kooperierten mit Herstellern verschiedenster Hilfsmittel. Spiel-Assistenzen wurden auf neuen Plattformen von Freiwilligen und Profis organisiert.

Wann „Ableism“ endete, weiß man nicht.

JE SUIS MONGOL!

VON BENEDIKT FRANK

Die New Wave Band *Devo* sang 1977 über einen Mann, der einen Hut trägt und einen Job hat, sodass keiner erkenne, dass er mongoloid ist – “happier than you and me”. Verkleidungen machen Leute. Zwei Jahre später schickte Ralf Siegel die Gruppe *Dschinghis Khan* mit dem gleichnamigen Titel zum Eurovision Song Contest, in dem sie das Bild vom wilden Mongolen beschwören – „Sauft, Brüder! Rauft, Brüder!“ Heute ein beliebtes Trinklied im Karneval. Seltsam, dass noch kein DJ die beiden Lieder zu einer Mashup Version vermischt hat. Noch seltsamer, dass die einzigen wirklich integrativen Ereignisse, in der sich wie im *Devo* Song keiner mehr darum schert, ob der Typ neben einem behindert ist oder nicht, hierzulande solche sein müssen, in denen das Volk sich am Alkohol und mehr noch an sich selbst berauscht: der Rosenmontagsumzug und das Public Viewing zur Fußball-WM.

Heute ist mongoloid ein doppelt politisch unkorrekter Begriff und regelmäßig tappen ihm Leute in die Falle: Wer sich darüber empört, dass es rassistisch ist, Asiaten mit Menschen mit Down-Syndrom zu vergleichen, äußert sich selbst behindertenfeindlich und umgekehrt. Die Theater-Gruppe *Monster Truck* taucht in dieses Spannungsverhältnis voll ein. Zunächst sei es eine Schnappsidee gewesen, *Dschinghis Khan* mit SchauspielerInnen mit Down Syndrom zu besetzen, berichtet *Monster Truck* Mitglied Manuel Gerst. Das Stück wurde im Rahmen des Festivals *radikal jung* im April im Münchner Volkstheater aufgeführt. Beim freien Assoziieren in der Kneipe mussten sie über die Idee lachen. Aber dann fragte die Gruppe sich, warum sie das spontan so lustig fanden und wagten sich daran, ihre Frage auf die Bühne zu tragen. Dort stehen sie jetzt, zwei Männer und eine Frau von *Thikwa*, einer Theaterwerkstatt, in der behinderte SchauspielerInnen und KünstlerInnen arbeiten, in Felle gekleidet und führen unter den Anweisungen der *Monster Trucker* eine Völkerschau vor. Die alten rassistischen Klischees übersteigern sie dabei und wenden sie ins Absurde. Die Kostüme sind zu stereotyp, die Requisite ist zu billig. Über der Bühne werden die Szenenbeschreibungen angezeigt. “Traditionelles Zubereiten gegorener Stutenmilch” steht dort beispielsweise, während die Schauspieler

Billigsekt und Milch aus dem Tetrapack in Plastiksektgläsern vermischen. Die Regisseurin befiehlt im genervt pädagogischem Ton: „Tanzen nicht vergessen! Und die Körper einreiben!“ Kurz darauf nimmt sie der Schauspielerin das Glas aus der Hand und kippt es energisch auf den Boden: „Wenn du dich so anstellst, Sabrina, dann gibt es heute eben nichts für dich.“ Dass auch das geplant war, kann man im nächsten Moment erkennen, als Sabrina sich das Mikrofon greift und als Schamanin unverständlich, aber in den Übertiteln übersetzt, vom Problem des Alkoholismus in der Mongolei berichtet.

Eine erste Kritik von Martin Krumbholz auf Nachtkritik.de warf der Inszenierung vor, dass die HauptdarstellerInnen keine Subjekte seien, die künstlerisch autonome Entscheidungen treffen: „Die Drei werden benutzt.“²¹ Manuel Gerst sagt, der Kritiker sei ihnen in die Falle getappt. „Wir stellen nicht aus“, behauptet er, und den Vorwurf, sie würden die *Thikwa*-Mitglieder bevormunden, verstehe er nicht: „Warum regt man sich da auf?“ – Ja warum überhaupt? Denn völlig autonom sind auch nicht behinderte SchauspielerInnen nur selten, sie spielen oft vorgegebene Rollen, erhalten Anweisungen der RegisseurInnen. Dafür sind geistig behinderte KünstlerInnen genauso eitel, wie andere. Manuel Gerst erzählt, dass sich nach einer Aufführung in Zürich andere behinderte Darsteller beklagten, dass sie die Rollen viel besser hätten spielen können. Geistig behinderte Menschen werden zudem auch im Alltag überall bevormundet. Sie stehen in der Regel unter Betreuung. Umfasst diese alle Angelegenheiten, ist der- oder diejenige sogar vom Wahlrecht ausgeschlossen. Und dennoch ist diese Regelung kein öffentlicher Skandal. Bei einer Aufführung verließ dagegen, laut Gerst, ein Gast die Vorstellung und beschimpfte die Gruppe als Nazis. Was würde es besser machen, wenn man das Machtverhältnis auf der Bühne verschleierte? Und ist die Empörung nicht selbst wieder genau die Bevormundung, die sie vorgibt anzuprangern?

Im letzten Drittel der Inszenierung sind die AufpasserInnen auf einmal verschwunden. Die drei *Thikwa*-SchauspielerInnen lassen die Sau raus, drehen die

²¹ http://www.nachtkritik.de/index.php?option=com_content&view=article&id=7254:dschingis-khan-eine-musikalische-voelkerschau-monster-truck-und-das-theater-thikwa-umspielen-das-down-syndrom-historisch&catid=588&Itemid=100190

Musik auf, feiern, bewerfen das Publikum mit Styropor-Köpfen. Was aber weiter hinten kaum auffällt, ist, dass sie immer noch einen Knopf im Ohr haben. Vielleicht werden ihnen darüber weitere Anweisungen gegeben, vielleicht auch nicht. Eine der vielen Fragen, die die Aufführung aufwirft, ist auch die nach der Authentizität. Wenn behinderte SchauspielerInnen auf der Bühne stehen oder im Fernsehen auftreten, dann spielen sie oft ungefähr die gleiche Rolle: Die eines authentisch Behinderten. Auch KritikerInnen ziehen sich immer noch gerne auf die Position zurück, dass das Schauspiel eines geistig behinderten Darstellers mit herkömmlichen Maßstäben ohnehin nicht beurteilt werden könne. Dabei spielt die Vorstellung, dass es entsprechenden SchauspielerInnen an den intellektuellen Fähigkeiten fehle, jemanden anderen als sich selbst zu verkörpern, eine wichtige Rolle. *Dschingis Khan* greift diese Gewissheit an, nicht indem die Inszenierung das Gegenteil behauptet, sondern indem sie Zweifel säht. Gegen Ende stellt sich Manuel Gerst als körperlich behindertes Mitglied von *Monster Truck* auf die Bühne und entschuldigt sich beim Publikum. Das alles sei nicht seine Idee gewesen. Die Verwirrung ist perfekt.

Dschingis Khans Setting reizt einen Nerv bürgerlicher Moralvorstellungen. Mit diesem Unbehagen spielen auch zahlreiche Horrorfilme, die einst, bevor sie einigermaßen gesellschaftsfähig wurden, Objekte der Empörung waren, als verrohend und ästhetisch minderwertig galten. Spätestens seit Todd Brownings *Freaks* suchen die behinderten, nicht "normalen" Körper und Geister die nur oberflächlich braven Bürger immer wieder als Monster heim. Mit den grässlichen, massenhaft über die Helden herfallenden Orks bedienen sich Fantasy-Romane und Verfilmungen relativ offen am rassistischen Mythos der das Abendland bedrohenden Horden aus dem Osten. Nicht nur knallharte RechtspopulistInnen rufen diesen auch heute noch regelmäßig an. Dabei wählen sie mal mehr, mal weniger sich dem um politische Korrektheit bemühten Mainstream anbietende Worte. Es geht bei der Behindertenfeindlichkeit wie beim Rassismus darum, ein Anderes zu konstruieren, damit es ausgeschlossen werden kann. Dabei ist niemand einfach nur behindert und man hat die Behinderung auch nicht nur als Eigenschaft oder Anhängsel. Die Menschen werden auch behindert, von der Gesellschaft in der sie leben. Dass diese behinderte Menschen genau dann erst richtig aufnimmt, wenn es darum geht, das nationale Kollektiv anzurufen, mag angesichts der Geschichte ein gewisser

Fortschritt sein, der aber immer noch reaktionär riecht. Während dieser durften Behinderte selbst dann, wenn gegen Dritte mobil gemacht wurde, lange nicht mitspielen und zeitweise noch nicht einmal existieren.

Auf *Dschingis Khan* folgte *Regie*, quasi als Spiegelung, die ebenfalls beim *radikal jung* Festival aufgeführt wurde. Hier dürfen die *Thikwa*-Mitglieder Sabrina Braemer, Jonny Chambilla und Oliver Rincke nicht nur mitspielen, sondern eben Regie führen. Wobei "dürfen" einerseits schon wieder voraussetzt, dass sie dafür eine besondere Genehmigung bräuchten. Es impliziert andererseits auch, dass die drei Mitglieder von sich aus Regie führen wollten, statt dass sie in die Rolle von RegisseurInnen gesteckt wurden. Auch hier mehr Zweifel als Aufklärung. Die Aufführung endet dann auch ästhetisch unbequem am Ballermann, nachdem vorher unter anderem Sextheater mit Stripperin gezeigt wurde. Zu "Ich bin ein Döner" und Peter Wackel soll das Publikum auf die Bühne kommen. Musik, mit der die meisten Theatergäste fremdeln. Und sie werden gezwungen, eine Entscheidung zu treffen: Entweder den Widerstand gegen die Musik aufgeben oder gehen und sich so im Theaterkontext respektlos zeigen, weil nicht einmal der Höflichkeitsapplaus gegeben wird. Denn bevor die Ränge nicht leer sind, gibt es auch kein Ende. Auf einmal ist die Autonomie der Betrachter in Frage gestellt.

Ist es nun also Aufgabe der Kunst, gefällig zu sein, Normen vorzuleben, die es im Alltag noch nicht gibt? Oder soll sie polarisieren, Fragen aufwerfen, zu denen sie selbst nicht unbedingt die Antwort kennt? Auf die Frage, warum nicht auch umgekehrt Mongolen auf der Bühne stehen, die Menschen mit Down-Syndrom spielen, antwortet Manuel Gerst lachend: „Das könnte unser nächstes Stück werden. Ein Gastspiel in der Mongolei hätten wir auch wirklich gerne.“

PIKETTYS DAS KAPITAL IM 21. JAHRHUNDERT

– EHER RICARDO ALS MARX

VON FABIAN HERBOLZHEIMER

Wer sich von der Lektüre von Pikettys *Das Kapital im 21. Jahrhundert* Ratschläge für die revolutionäre Tat erwartet, der erwartet zu viel. Wer so sehr von der endgültigen Richtigkeit der originär marxistischen Theorie überzeugt ist, dass sie weder eine Kritik noch eine Weiterentwicklung derselben duldet, die sollte auch die Finger von diesem Buch lassen. Aber an diese MarxistInnen hatte Marx selbst schon die treffendste Antwort gerichtet, dass er dann eben selbst kein Marxist sein möchte.

Piketty ist weder Marxist noch Revolutionär. Am besten ließen sich seine Gedanken im zu besprechenden Buch vielleicht mit dem Oxymoron des radikalen Sozialdemokraten fassen. Mehrfach betont er, den Kapitalismus nicht überwinden zu wollen. Aber auch ohne diese ausdrücklichen Versicherungen wäre dies bei der vielfachen Affirmation des unternehmerischen Geistes und der „Kräfte des Wettbewerbs“ kaum jemandem entgangen.²² Es geht Piketty darum, Möglichkeiten aufzuzeigen, wie „die Demokratie zum Wohl der Allgemeinheit die Kontrolle über den Kapitalismus und die Privatinteressen wiedererlangen kann“.²³

1. DIE ZENTRALE THESE

Was Piketty leisten will, ist aufzuzeigen, „wie sich die Verteilung von Einkommen und Vermögen seit dem 18. Jahrhundert entwickelte“ und was sich daraus für das 21. Jahrhundert schlussfolgern lässt.²⁴ Vor einiger Zeit konnte im Internet das Meme verfolgt werden, dass AkademikerInnen ihre Abschlussarbeiten auf einen einzigen,

²²Bsph. Thomas Piketty: *Das Kapital im 21. Jahrhundert*. Aus dem Französischen von Ilse Utz und Stefan Lorzener. München: C. H. Beck 2014, S. 787.

²³Ebd., S. 14.

²⁴Ebd., S. 13.

meist möglichst skurrilen Satz reduzierten, wohl in der Absicht, sich selbst darüber zu belustigen, wie viel Zeit sie doch mit der Arbeit daran verbracht haben. Hätte Piketty an diesem Wettbewerb teilgenommen, sein Satz hätte vermutlich „ $r > g$ “ gelautet. Die Kapitalrendite, so Pikettys zentrale These zur „fundamentalen Ungleichheit“, liegt grundsätzlich über dem Wirtschaftswachstum.²⁵ Heruntergebrochen stellt er also fest, dass der Kapitalismus eine Ungleichheit produziert, die von Vorteil für diejenigen ist, die Kapital besitzen. Bei aller vordergründigen Trivialität erlangt diese These bei näherer Betrachtung durchaus einige Relevanz.

Argumentiert eine linke Ungleichheitstheorie ja allermeist auf Grundlage der marxschen Beobachtung von der Abschöpfung des Mehrwerts, die durchaus als innerkapitalistisches Gesetz betrachtet werden kann, besteht Pikettys „ $r > g$ “ dagegen ausschließlich in einer „historischen Realität“.²⁶ Darin wird zum einen ein entscheidender Zug in Pikettys gesamter Theorie deutlich. Er spricht kaum von allgemeinen Gesetzen, betont häufig die historische und politische Dimension und damit Veränderbarkeit verschiedener Strukturen und Phänomene. Zum anderen wird der Blick auf die Ausnahme gerichtet, in der diese historische Realität nicht zutrifft. Der Zeitraum von 1913 bis 2012 zeichnet sich dadurch aus, dass „erstmalig in der Geschichte die Nettokapitalrendite unterhalb der Wachstumsrate lag“.²⁷ Diese Einmaligkeit dieses doch beeindruckend großen Zeitraums verdeutlicht sich dann, wenn man bedenkt, dass Piketty mit Daten bis zum Jahre 1700 arbeitet, mit Schätzungen sogar bis ins Jahr 0 zurückgeht. In dieser historischen Tatsache, die Piketty fast ausschließlich in den Verwerfungen durch die beiden Weltkriege und deren Überwindungsmechanismen begründet sieht, lässt sich eine mögliche Erklärung für eine Frage sehen, an der die Linke letztlich seit dem Jahre 1919 verzweifelt. Wieso halten so viele Menschen trotz der offensichtlichen Ungerechtigkeiten am kapitalistischen System fest? Pikettys Antwort darauf ist, dass die Erfahrung der Zwischenkriegs- und vor allem der europäischen Nachkriegszeit die Menschen bis heute in dem unveräußerlichen Glauben lässt, dass der marktliberale Kapitalismus eben doch gerecht ist, dass sich ehrliche Arbeit auszahlt

²⁵Ebd., S. 47.

²⁶Ebd., S. 474.

²⁷Ebd., S. 473.

und die negativen Ereignisse der letzten Jahre und Jahrzehnte, sozusagen „der böse Geist des Kapitalismus[,] endlich wieder in seiner Flasche verschwindet“.²⁸ Geht man allerdings von einer einigermaßen friedlichen Zukunft und dem Ausbleiben von zukünftigen Weltkriegen oder eines orwellschen Szenarios aus, das ausnahmsweise den Blick nicht auf Kameras richtet, sondern auf die ökonomische Komponente einer durch ständigen, latenten Kriegszustand hochgehaltenen Produktion, bleibt diese Ausnahme, in der galt „ $g > r$ “, einmalig.

2. DIE ROLLE DER ÖKONOMIE UND DAS WIRKLICHE VERDIENST DES WERKES

Aber nicht nur mit der Annahme, dass die letzten Krisen ein kleiner Aussetzer waren und der Kapitalismus bald wieder zu seiner ‚alten Gerechtigkeit‘ zurückfinden wird, setzt sich Piketty auseinander. Allgemein findet er harte Worte für den gegenwärtigen Zustand der Wirtschaftswissenschaften. Dabei weist er einerseits den Alleinherrschaftsanspruch dieses Fachbereichs zurück. Häufig wird betont, dass keine „sozio-ökonomischen Ungleichheiten, keine Einkommens- und Vermögensunterschiede zwischen verschiedenen sozialen Gruppen [...] nicht zugleich Ursachen und Folgen anderer Gegebenheiten in anderen Sphären sind.“²⁹ Piketty selbst nimmt Bezug auf literarische Quellen, betont die Bedeutung kultureller Hintergründe für wirtschaftliche Entscheidungen und deren Akzeptanz. Andererseits werden die Methoden der Volkswirtschaft und ihrer ApologetInnen in den empirisch-quantitativen Sozialwissenschaften kritisiert, die unter Zuhilfenahme der Mathematik Pseudo-Gesetzmäßigkeiten im gesellschaftlichen Leben auffinden wollen. „Die unsichtbare Hand kommt in der Praxis so wenig vor, wie der ‚vollkommene Wettbewerb‘“.³⁰ Wofür also sie in jedem ökonomischen Modell annehmen?³¹

²⁸Ebd., S. 465.

²⁹Ebd., S. 361.

³⁰Ebd., S. 441.

³¹Vgl. allgemeiner auch ebd., S. 32.

Es ließen sich Dissertationen darüber verfassen, ob Piketty einen zu engen und zu unscharf definierten Kapitalbegriff verwendet, ob es sich tatsächlich als die bessere Entscheidung erweist, sich bei den meisten Analysen etwa am Verhältnis von Vermögen und Einkommen statt beispielsweise dem Bruttoinlandsprodukt zu orientieren. Gerade über die Sinnhaftigkeit und Tragfähigkeit besonders augenfälliger Einzelheiten lässt sich streiten, darunter etwa die Prognose des Kapital-Einkommens-Verhältnisses weltweit bis ins Jahr 2100, oder die rückwärtigen Schätzungen der globalen Produktivität bis ins Jahr 0. Auch die Tendenz, Erkenntnisse, die Piketty aus der Analyse der Daten weniger Industrienationen gezogen hat, auf die gesamte Welt zu übertragen, ist äußerst Streitbar. Bei aller Wichtigkeit dieser Problemfelder gehen sie, sucht man das Besondere im Allgemeinen des Werkes, am Entscheidenden vorbei.

Immer wieder erlangten in den letzten Jahren kurzzeitig Petitionen oder Proteste von Studierenden der Wirtschaftswissenschaften eine gewisse Bekanntheit. Insbesondere wurde in diesen beklagt, dass, als sei nichts geschehen, weiterhin die Theorien gelehrt werden, die die Krisen der letzten Jahre weder vorhergesagt noch verhindert hätten, ja dass sie teilweise nicht einmal die bestehende Wirklichkeit erfassen könnten.³² Pikettys Werk ist gewissermaßen die Verdinglichung jener Anschauungen, die hinter solchen Petitionen stehen. Wo die Ökonomie bisher zeitlose Gesetze in einem als ebenso zeitlos angenommenen Kapitalismus suchte, argumentiert Piketty mit einem historischen Quellschatz, der seinesgleichen sucht.³³ Seine Arbeit begreift er als eine historische und seine Methode als eine, „die einen genauen Vergleich der verschiedenen Zeiträume“ erlaubt.³⁴ Den VertreterInnen dieser Einzelwissenschaft und der durch die Krisen absurderweise noch gewachsenen Hybris einiger zeigt er ihre Verflechtung mit anderen Fachbereichen auf. Ihrem Festhalten an Kausalitätsketten mathematischer Qualität, die so korrekte, wie eigentlich offensichtliche Tatsache, dass in einer Gesellschaft praktisch alle Entitäten „Ursachen und [sic] Folgen“ sind.³⁵

Der verzweifelten Hoffnung, durch reine Deskription das vermeintlich mythische im doch menschengemachten Wirtschaftssystem zu entschlüsseln, die damit nicht

³²Vgl. bsph. <http://www.spiegel.de/unispiegel/studium/versagen-der-uni-oekonomen-warum-bringt-uns-keiner-krise-bei-a-803953.html> 1.4.2015.

³³Aufgrund der Fülle ist der erheblich größere Teil des Anhangs nicht im Buch, sondern online zu finden.

³⁴Piketty, S. 28.

³⁵Ebd., S. 361.

anders als affirmativ dem Bestehenden gegenüberstehen kann, setzt Piketty die Möglichkeiten politischer Gestaltung entgegen.

Von all denen, die in den letzten Jahren verkündet haben, die ‚Macht der Märkte‘ unter „demokratische[r] Kapitalkontrolle“ subsumieren zu wollen, ist Piketty einer der wenigen, denen man geneigt ist, Glauben zu schenken.³⁶ Die bevorzugten Instrumente hierfür sieht er in der progressiven Besteuerung von Einkommen und Vermögen. Zum einen, weil er gerade in Erbe und Spitzengehältern eine nicht zu vermittelnde Ungleichheit zu erkennen glaubt, da diese sich auf keine Weise mit Leistung in ein Verhältnis setzen lassen.³⁷ Zum anderen, da gerade eine Steuer aufs Kapital durch das hierfür nötige Sammeln von Vermögensdaten, den indirekten aber nicht unbedeutenden Effekt erzielen kann, die tatsächliche Verteilung von Vermögen offenzulegen und infolgedessen als Orientierung für effektives fiskalisches Handeln dienen kann. Die Bedeutung dieses Missstandes wird beispielsweise deutlich, wenn Piketty darauf aufmerksam macht, dass nach Zusammenfassung aller verfügbaren Daten die Vermögensposition der gesamten Welt negativ ist. Dieses Paradox – denn für jeden Schuldner muss es immer einen Gläubiger geben, die gesamte Position der Erde müsste also auf genau Null hinauslaufen – erklärt sich durch die beträchtlichen Mengen an Kapital in Steueroasen. Piketty sieht hier nur ein besonders herausragendes Beispiel unter vielen für ein allgemeines Versagen der staatlichen Behörden, das letztlich zur Ineffizienz staatlichen Handelns, gerade in Krisenzeiten, führt.³⁸ Denn wer nicht weiß, wer Geld besitzt, weiß auch nicht, wen er besteuern soll, um an Geld zu kommen. Zudem fällt es ihm deutlich schwerer, Dynamiken in der Verteilung zu überblicken.

3. NICHT WIRKLICH DAS NEUE KAPITAL

Enttäuschend ist bei alledem, dass der Autor entgegen seinen weitgehenden Reformvorschlägen die von ihm selbst benannten Widersprüche vergisst oder ignoriert. Auf den internationalen Konkurrenzdruck der Nationalstaaten weist er

³⁶Ebd., S. 782.

³⁷Vgl. zu Spitzengehältern bspw. ebd., S. 685 ff.; zum Erbe bspw. ebd., S. 554 ff.

³⁸Vgl. zur negativen weltweiten Vermögensposition ebd., S. 621ff.; zur daraus folgenden Ineffizienz staatlichen Handelns bspw. ebd., S. 756 ff.

genauso hin, wie auf den Hang zur Liberalisierung und den globalen Steuerwettbewerb, vor allem aber den Mangel an Bereitschaft zur supranationalen Koordination.³⁹ Wie seine Pläne gegen diese Widerstände umgesetzt werden sollen, bleibt indessen fraglich. Kapitalsteuer und eine konfiskatorische Einkommenssteuer um die 80%, eine weltweite Finanztransaktionssteuer sowie globaler Austausch von Finanzdaten, die nach Pikettys Schätzungen bei gewissen Ländern gut und gerne Einbrüche des Nationaleinkommens von bis zu 90% bewirken können; all das hält Piketty gegen die Sachzwänge und Interessen, auf die er immer wieder verweist, durch die Macht der besseren Argumente für umsetzbar.⁴⁰

Darin zeigt sich das Paradox, das Piketty mit seinen VordenkerInnen in den etwa 150 Jahren sozialdemokratischer Ökonomiekritik eint. Die unsinnigen und destruktiven inneren Zwänge des Systems werden teilweise in all ihrer Deutlichkeit beschrieben, nur um an entscheidender Stelle nicht die Konsequenz zu ziehen, die Frage nach der Alternative zu stellen. Lukács hebt in *Geschichte und Klassenbewußtsein* zugunsten von Kant hervor, dass diesem der Ruhm gebührt, die philosophischen Widersprüche, auf die er in seinem System stößt, nicht durch eine willkürliche Entscheidung aufzulösen.⁴¹ Ein solcher Ruhm gebührt Piketty keinesfalls. Am Ende seines Werkes steht die Hoffnung wider besseres Wissen. Der Gegensatz, der ihn dabei in der bestehenden Gesellschaft am meisten zu stören scheint, ist eben nicht der einen emanzipatorischen Gehalt aufweisende von Möglichkeiten der industrialisierten und technisierten Gesellschaft auf der einen und dem Mangel an konkreter, oft lebensnotwendiger, Bedürfnisbefriedigung auf der anderen Seite. Letztlich läuft seine auf den ersten Blick so revolutionäre polit-ökonomische Theorie damit auf die alte kleinbürgerliche Leier hinaus, dass Leistung sich wieder lohnen müsse. Damit vergibt der Verfasser dieser Studie die Chance, auf der Basis umfangreicher Daten eine fundierte Kritik an den Ursachen der von ihm beobachteten Missstände zu üben und wird durch die Parole ihrer Reformierbarkeit zu einem ihrer einflussreichsten Verfestiger.

³⁹Vgl. bspw. ebd.

⁴⁰Vgl. für die Einkommenssteuer ebd., S. 692.; vgl. für das Nationaleinkommen ebd., S. 710.

⁴¹Vgl. Georg Lukács: *Geschichte und Klassenbewusstsein*. Studien über marxistische Dialektik. Amsterdam: Verlag de Munter 1967. S. 148.

Das Kapital im 21. Jahrhundert eignet sich gut für Lesekreise oder Seminare. Die Kapitelumfänge bewegen sich durchgängig in einer Seitenzahl um die 50 und sind unterteilt in viele Unterabschnitte, die selten mehr als 5 Seiten umfassen. Durch diese Aufteilung sowie die einfache, größtenteils ohne jede ökonomische Vorbildung verständliche Sprache und häufige Wiederholungen bietet es sich gut an, in Ausschnitten gelesen und diskutiert zu werden und kann dabei, gerade durch seinen beeindruckenden Quellenschatz, durchaus einen Erkenntnisgewinn bieten. Weder im Bezug auf qualitative Neuerungen in der Methode noch der historischen Bedeutung der Schrift – dieser Vergleich drängt sich gewissermaßen auf – reicht Pikettys *Kapital* an das von Marx heran. Will man den historischen Vergleich unbedingt bemühen, böte sich vielleicht das Werk Ricardos besser an, das zwar eine beeindruckende Vorarbeit für folgende ÖkonomInnen lieferte, aber selbst in der politischen und gesellschaftlichen Bedeutung weniger Einfluss erlangte. *Das Kapital* des 21. Jahrhunderts jedenfalls, muss erst noch geschrieben werden.

IMPRESSUM

Verantwortlich im Sinne des Presserechts: AStA e.V. Bamberg
Redaktion: Benjamin Bauer, Simon Dudek, Nils Ebert , Fabian
Herbolzheimer, Anja Ruschkowski

www.distanz-magazin.de

Layout/ Graphische Gestaltung:
Anja Ruschkowski aka. ANNA RUSCHKO

www.facebook.com/AnnaRuschko

Alle Texte und graphische Elemente unterliegen der Creative
Commons Lizenz. Sie dürfen unter der Angabe des Urhebers
frei geteilt und publiziert werden.